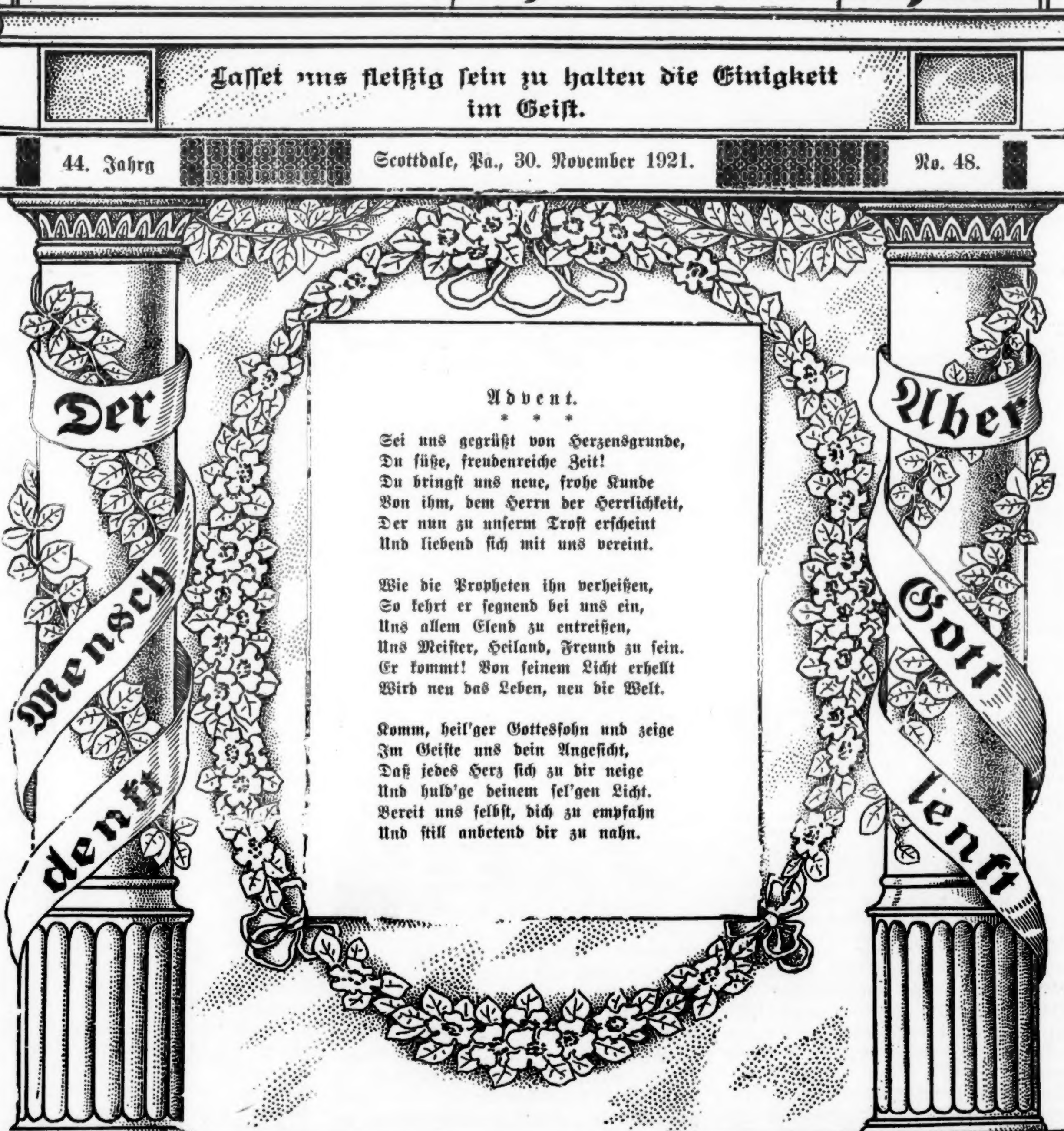Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

44. Jahrg. | Scottdale, Pa., 30. November 1921. | No. 48.



Advent.

* * *

Sei uns gegrüßt von Herzensgrunde,
Du süße, freudenreiche Zeit!
Du bringst uns neue, frohe Kunde
Von ihm, dem Herrn der Herrlichkeit,
Der nun zu unserm Trost erscheint
Und liebend sich mit uns vereint.

Wie die Propheten ihn verheißen,
So kehrt er segnend bei uns ein,
Uns allem Elend zu entreißen,
Uns Meister, Heiland, Freund zu sein.
Er kommt! Von seinem Licht erhellt
Wird neu das Leben, neu die Welt.

Komm, heil'ger Gottessohn und zeige
Im Geiste uns dein Angesicht,
Daß jedes Herz sich zu dir neige
Und huld'ge deinem sel'gen Licht.
Bereit uns selbst, dich zu empfahn
Und still anbetend dir zu nahn.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Die
Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von der
Mennonitischen Publikationsbehörde,
Scottdale, Pa.

Wilhelm Winsinger, Editor.
Hermann H. Neufeld, Herbert, Sask.
Hilfseditor.

Erscheint jeden Mittwoch.
Abonnementspreis $1.25 per Jahr bei Vorausbezahlung.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Wm. Winsinger, Editor
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Siehe, dein König kommt zu dir!

Predigt über Matth. 21, 1—9.
Von Dr. Ludwig Schneller

* * *

Da sie nun nahe an Jerusalem kamen, gen Bethphage, an den Oelberg, sandte Jesus seiner Jünger zween, und sprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt; und alsbald werdet ihr eine Eselin finden angebunden und ein Füllen bei ihr; löset sie auf, und führet sie zu mir. Und so euch jemand etwas wird sagen, so sprechet: Der Herr bedarf ihrer; sobald wird er sie euch lassen.

Das geschah aber alles, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: „Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig, und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin."

Die Jünger gingen hin, und taten wie Jesus ihnen befohlen hatte; und brachten die Eselin und das Füllen, und legten ihre Kleider drauf, und setzten ihn drauf. Aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg; die andern hieben Zweige von den Bäumen, und streuten sie auf den Weg. Das Volk aber, das vorging und nachfolgte, schrie und sprach: Hosianna dem Sohn Davids! Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Matth. 21, 1—9.

Advent, Advent! Wie gerne begrüßen wir sie jedes Jahr, die schöne Adventszeit, wenn sie wiederkommt zur Zeit der kürzesten Tage, während schon ganz nahe aus dem Dunkel der längsten Winternacht das Weihnachtsfest herüberschimmert!

Den Reigen eröffnet heute der erste Advent. Da hören wir wieder das alte Festevangelium vom Einzuge Jesu in Jerusalem, wie ihn das jauchzende Volk mit Palmen und Psalmen einholt. Da schallt wieder mächtig und prächtig der Adventschoral Paul Gerhards durch die Kirche: „Wie soll ich dich empfangen?" und weckt eine Fülle lieber Erinnerungen bis aus der fernsten Kinderzeit.

Advent ruft uns zu: „Er kommt." Welch ein Jubel kann in diesen zwei Silben liegen! Wenn ein liebes Familienglied, etwa der Vater, lange Zeit in der Ferne geweilt hat, schmerzlich vermißt von den Seinen, wenn zu seiner Heimkehr das ganze Haus gerüstet und geschmückt ist, welche Freude, wenn nun wirklich der erste Ruf durch den Hausflur schalt: „Er kommt, er kommt!" Solch ein fröhliches „Er kommt" will uns jedes Jahr der erste Ruf durch den Hausflur schallt: „Er erste Advent zurufen mit Bezug auf das seligste Kommen,das es für einen Menschen gibt,das Kommen Jesu. Vier Adventssonntage gehen dem Weihnachtsfeste voraus, gleichsam vier Herolde, die es in alle vier Himmelsrichtungen hinausrufen wollen: „Er kommt,er kommt!" Ein vierfaches „Er kommt" geht auch durch unseren Adventschoral hindurch, zuerst das jubelnde: „Er kommt, er kommt, den Sündern zum Trost und ewigen Heil"; dann das majestätische „Er kommt, er kommt, ein König"; dann das dumpf grollende „Er kommt zum Weltgericht"; bis hinaus zu dem sehnsuchtsvollen „Ach komm, ach komm, o Sonne, Und führ uns allzumal Zum ewgen Licht und Wonne In deinen Freundensaal!" Dieses „Er kommt," oder mit unserem Texte zu reden, „Siehe, dein König kommt zu dir" wollen wir uns aus unserem Adventsevangelium besonders herausnehmen.

Von dem ein Stündchen entfernten Bethanien aus hält Jesus seinen Einzug in Jerusalem. Er kommt diesmal nicht in aller Stille wie sonst, sondern umgeben von einer wachsenden Volksmenge, die in hellen Scharen aus der Hauptstadt herausgeströmt ist, um ihn einzuholen. Durch die Straßen Jerusalems ist der Ruf erschollen: „Er kommt! Er kommt!" Da macht sich alles auf, den Mann zu sehen, der vor einigen Wochen draußen in Bethanien den Lazarus auferweckt hat und der jetzt kühn mitten ins Lager seiner Feinde einzieht.

Etwa ein halbes Stündchen ist Jesus inmitten seiner Jünger auf der Landstraße zu Fuß gezogen. Jetzt hält er vor dem kleinen Dörfchen Bethphage still, dessen weiße Häuser, etwa fünf Minuten entfernt, droben auf halber Bergshöhe auf die Straße herunterschimmern. Dorthin „sendet er seiner Jünger zween und spricht zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, und alsbald werdet ihr eine Eselin angebunden finden und ein Füllen bei ihr. Löset sie auf und führet sie zu mir". Wie die altisraelitischen Könige in Friedenszeiten nicht auf dem kriegerischen Streitroß, sondern auf dem beliebtesten Reittier des Landes, dem groß gebauten, mit prächtigen Schabracken gesattelten Esel einzuziehen pflegten, so will Jesus heute in Jerusalem einziehen. Er steigt auf und reitet, höher als alles Volk und daher von allen Seiten sichtbar, auf der alten Königsstraße ein. Dem Matthäus aber, unserem Berichterstatter, wie er dies Bild sieht, Jesus in Jerusalem einziehend, umringt von den jauchzenden Kindern der Tochter Zion, fällt ein altes Prophetenwort ein, das ihm die Bedeutung dieses Tages blitzartig ins rechte Licht zu rücken scheint. Es ist das Wort des Propheten Sacharja: „Saget der Tochter Zions: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig, und reitet auf einem Esel und auf dem Füllen der lastbaren Eselin."

Mit diesem „Siehe, dein König kommt zu dir!" hat Matthäus auch für uns die Bedeutung des ersten Advents aufs kürzeste zusammengefaßt. Alles, was Jesus für uns ist, liegt schon in diesem Rufe. Denn in die Adventsglocken klingen schon die Glocken aller nachfolgenden christlichen Feste hinein: die Weihnachtsglocken mit dem abgründigen Geheimnis, daß Gottes ewiger Sohn in einer Krippe in Bethlehem liegt; die Karfreitagsglocken, die uns ihn in der blutigen Krone zeigen, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt; die Osterglocken, die das Wort von der Auferstehung über den weiten Kirchhof dieser Erde erschallen lassen; und die Himmelfahrtsglocken, die uns das Heimatlied vom Vaterhaus im Himmel singen. Das alles liegt schon in dem Rufe: „Siehe, dein König kommt zu dir!" Was mit alledem Jesus der Welt gibt, das können ihr alle Kaiser und Könige der Erde nicht geben. Denn sie sind ja auch nur arme Sünder und müssen wie wir alle ohnmächtig ins Grab sinken. Darum ist Jesus der wahre König der Welt, der ihr allein helfen kann in ihrer tausendfachen Not.

Man kann geradezu sagen, daß unser Adventsevangelium gleich am ersten Sonntag des Kirchenjahres die ganze Aufgabe der Kirche zusammenfaßt in den Worten: „Saget der Tocher Zion: Siehe, dein König kommt zu dir!" Es liegt etwas Jubilierendes, Triumphierendes, Frohlockendes, Beglückendes in diesem Rufe: „Saget der Tochter Zion!" als wollte er es allen Predigern der christlichen Kirche zurufen: Sagt's doch der Welt! Bringt ihr doch die Glücksbotschaft, daß ihr wahrer König gekommen ist! Denn eine glücklichere und frohere Botschaft kann ihr ja gar nicht gebracht werden als die, daß Jesus da ist.

Darauf kommt's an bei jeder christlichen Predigt, daß sie die Menschen zu Jesu führt. Das ist der Prüfstein, an dem ihr jede Predigt beurteilen müßt, ob sie etwas taugt oder nicht. Alle unsere Predigten müssen Jesuspredigten sein — sonst können wir unsere Kirchen zumachen. Ich wenigstens wüßte nicht, wozu ich noch auf die Kanzel steigen sollte, wenn ich nicht den Menschen die Botschaft von Jesus verkündigen dürfte. Wir Prediger können doch den Leuten nicht helfen! Aber Jesus kann es. Jesus kann und will die Sünden wegnehmen, Jesus will uns zu neuen Menschen machen, Jesus will all unseren Kummer heilen und trösten, Jesus will uns in den Himmel bringen. Darum muß jede Predigt auf ihn hinweisen und zu ihm hinführen.

Wenn ich eine Predigt höre, die diesen Zweck nicht erfüllt, dann mag sie noch so schön und geistreich sein, ich muß dann

immer denken: Du guter Mann da droben auf deiner Kanzel, du machst deine Sache sehr schön, aber deine Aufgabe hast du nicht erfaßt. Nicht darauf kommt es an, daß die Zuhörer den Eindruck haben: Das ist einmal ein gewandter und geistreicher Redner — das kann man ja im Theater noch viel besser hören — sondern deine Aufgabe heißt: „Saget der Tochter Zion, siehe, dein König kommt zu dir!" Eine Zuhörerin, die aus einer solchen Predigt aus der Kirche kam, sagte mir neulich: „Es war eine wundervolle Rede, tief durchdacht, glänzend gehalten, aber ich hätte dem Herrn einen Zettel auf die Kanzel legen mögen mit dem Wort aus dem Johannesevangelium: Herr, wir wollten Jesum gerne sehen!" (Joh. 12, 21).

Und andererseits: es kann ein ganz einfacher, rednerisch schwach begabter Mann auf der Kanzel stehen — wenn aber seine Predigt den Herzton hat, der die Leute zu Jesus führt, daß sie es spüren: „Den muß ich haben, zu ihm muß ich gehen, er allein kann mir helfen," dann mag seine Rede so schlicht sein, wie sie will, es heißt dann von seiner Kirche allemal wie in jenem Osterabend-Evangelium: „Da aber die Türen verschlossen waren, trat Jesus mitten unter sie und sprach: Friede sei mit euch!" Also das ist zum ersten Advent eine Mahnung an die ganze christliche Kirche, an alle ihre Prediger und alle, die ihren Heiland kennen und liebhaben: „Saget der Tochter Zions: Siehe, dein König kommt zu dir!"

Wenn aber der König kommt, was haben dann wir zu tun? Antwort: **Auch wir sollen zu Jesus kommen.** Gerade das will uns ja dieses Evangelium gleich an ersten Sonntage des Kirchenjahres wie in einem großen lebenden Bilde zeigen.

Da sehen wir die Volksmenge Jesu entgegenziehen, um ihn festlich einzuholen. Niemand hat's von oben herab befohlen. Alles geschieht aus eigenem Antrieb. Die Mäntel ziehen sie aus und breiten sie auf den Weg. Er soll wie auf einer teppichgeschmückten Straße einziehen. Nicht einmal die Hufe seines Reittiers sollen den gemeinen Erdboden berühren. Zweige brechen sie von den Bäumen und schwingen sie wie einen Wald von grünen Fahnen um ihn her. Mit stürmischen Huldigungen begrüßen sie ihn als den Sproß des davidischen Königshauses, der, wie sie meinen, das alte Judenreich wiederaufrichten wird, und stimmen ihm das Königslied aus dem 118. Psalm an: „Hosianna dem Sohne Davids! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!"

Nicht wahr, das ist doch gewiß ein schönes Bild, wie da die jauchzende Volksmenge den Herrn einholt? Und doch war es nicht der rechte Empfang. Das äußere Festgepräge war ja ganz schön. Aber die Hauptsache fehlte: der Glaube an den Heiland. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß sie ihn schon nach ein paar Tagen ans Kreuz schlugen. Sonst wäre nicht Jesus beim Anblick Jerusalems in Tränen ausgebrochen mit dem schmerzlichen Rufe: „Wenn doch auch du bedächtest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen".

Was war denn vor ihren Augen verborgen? Das war ihnen verborgen, daß Jesus ganz und gar nicht gekommen war, um ein äußeres politisches Reich aufzurichten, in dem sie dann in ihren alten Sünden weitergelebt hätten, sondern, wie er ihnen oft genug gesagt hatte, das Himmelreich, in das sie nur durch Buße und Herzensumkehr eintreten konnten. Erst muß sich bei uns Menschen **inwendig** das böse, gottentfremdete Herz ändern, dann wird Gott schon zur rechten Zeit auch die äußeren Zustände ändern. Diesem unverbrüchlichen Naturgesetze im Reiche Jesu, diesem Gang von innen nach außen, standen sie verständnislos gegenüber. Und darum war es trotz aller äußeren Veranstaltungen doch ein ganz falscher Advent, den sie ihm bereiteten.

Wie steht es nun darin mit unserem **deutschen Volke?** Bereitet es dem Herrn den rechten Empfang? Läßt es sich zur Buße rufen? Oder haben wir vielleicht keine Ursache, Buße zu tun?

Denkt an die Zeit vor dem Kriege. Eine kleine Schar von Treuen hat es ja auch bei uns immer gegeben, und sie war trotz ihrer Minderheit der tiefste Segen unseres Volkes. Aber was wollte die große Menge hohen und niederen Standes noch viel vom Himmelreich! Reichtum, Genuß, Vergnügen, das war ihr Himmelreich. Daher die immer allgemeinere Abkehr von Jesus. Jesus war nicht mehr „modern" genug. Seine Forderung innerer Herzensumkehr war den allermeisten ebenso zuwider wie damals den Juden. In den breitesten Schichten wurde das Volk zum Austritt aus der Kirche aufgerufen, als ob es die größte Errungenschaft des deutschen Volkes wäre, seinem Heilande den Abschied zu geben. Statt dessen wurden die Menschen vergöttert — wir armen Menschen, denen der Krieg den glänzenden Firnis unserer vielgerühmten Kultur unbarmherzig abgerissen hat! Man dachte viel zu groß vom Menschen, und man dachte viel zu klein vom Heiland. Man träumte davon, daß die Menschheit durch Kunst und Wissenschaft aus eigener Kraft, ohne einen Heiland, immer höhere Stufen der Vollkommenheit erklimmen werde.

Da kam der Krieg und bereitete diesen Träumen ein grausames Ende. Als ein rauher Adventsprediger hat der Krieg vielen, wenn auch leider lange nicht allen, wieder die Augen geöffnet. Draußen auf den Schlachtfeldern, wo jede Sekunde der Tod drohte, auf dem harten Sterbebette der blutigen Walstatt haben viele wieder erkannt, was zu ihrem Frieden dient, haben eingesehen, was für arme Geschöpfe wir wären, wenn wir keinen Heiland hätten. Und auch heute noch, nachdem der Krieg vorüber ist, aber seine Nachwehen noch durch die ganze Welt gehen, ruft es der Advent unserem ganzen deutschen Volke mit gewaltiger Bußstimme ins Gewissen: Zurück zu Jesus! Aber nicht wie die Juden in unserem Evangelium mit festlichen Veranstaltungen, sondern mit Buße und innerer Herzensumkehr.

Auch dir persönlich gilt die Adventsmahnung, daß doch auch du bedenken möchtest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Was dient denn zu deinem Frieden? Da denken viele, genau wie die Juden in unserem Evangelium, nur an ihre äußeren Verhältnisse. Sie meinen: Wenn sich nur einmal meine äußere Lage verbessert, diese oder jene Schwierigkeit gehoben hat, und wir zusammen ein schönes, ungestörtes Familienleben führen können, dann ist alles wieder gut.

Aber Jesus versteht etwas ganz anderes unter dem, was zu deinem Frieden dient. Nicht deine äußeren Verhältnisse, **du selbst** mußt anders werden. Du mußt viel reiner, viel selbstloser, viel liebevoller, viel wahrhaftiger, viel frömmer werden. Du mußt in Buße und Glauben zu deinem Gott zurückkehren. Du mußt **Jesus** haben. Du mußt mit voller Aufrichtigkeit mit unserem Adventsliede zu ihm sagen lernen: „Mein Herze soll **dir** grünen In festem Lob und Preis, Und deinem Namen dienen, So gut es kann und weiß." Das und nichts anderes in der ganzen Welt ist's was zu deinem Frieden dient. Ihr jungen Leute, vor denen das Leben noch in rosigem Lichte steht; ihr Alten, denen halb die Sonne untergehen will; ihr Traurigen, denen die Liebsten ins Grab gesunken sind, — euch allen ruft der erste Advent zu: „Suche Jesum und sein Licht, Alles andere hilft dir nicht."

Wir haben gestern abend das alte Kirchenjahr geschlossen, heute ein neues begonnen. Der Zeiger auf deiner Lebensuhr hat wieder einen Ruck vorwärts getan. Neue Gräber haben sich rechts und links von deiner Lebensstraße geöffnet, und dein eigenes kommt immer näher. Wie oft du nach Advent feiern wirst, ob überhaupt noch einmal, das weiß Gott allein. Das Totenfest am letzten Sonntag, die kahlen Bäume draußen, der Herbstwald und der Herbstwind, der über die Stoppelfelder weht, sie führen alle eine und dieselbe Sprache.

Und darum, nimm den alten Adventsruf heute zu Herzen, als ob er als ein Glücksruf ganz persönlich an dich gerichtet wäre: „Siehe, dein König kommt zu dir!" Vergiß nicht über deinen Zeitungen und Zeitereignissen das große Ewigkeitsereignis, das durchaus beherrschend in deiner Lebensgeschichte stehen muß, wenn es nicht am Ende trotz allem Mühen und Kämpfen ein verfehltes Leben sein soll. Und welches ist dieses große Ereignis? Das ist's, daß Jesus als der große, ewige, Frieden und Seligkeit mitbringende König Advent in deinem Herzen halten muß. Der erste Sonntag des neuen Kirchenjahrs ruft dir zu, was durch all die zweiundfünfzig Sonntage samt den hohen Festtagen wie ein Gruß aus einer höhe-

ren Welt hindurchgehen wird: Merk auf, o Seele! Eine große Freudenbotschaft erklingt über den verwirrenden Stimmen der Lust und des Schmerzes dieser Welt: „Siehe, dein König kommt zu dir!“

* * * * *

Nachrichten aus Rußland.

Ein Brief des Delegaten des Verbandes der Mennoniten in Süd-Rußland an das Mennonitische Zentral Komitee, Scottdale, Pa.

* * *

(Schluß.)

Außerdem muß man bemerken, daß die Regierung unten in den Kleinämtern vielfach so sehr unwürdige Träger ihrer Ideen hat, so daß, was von den Verordnungen noch als sachliche, vernünftige Maßnahmen zugestanden werden können, dieselben von diesen Leuten natürlich auch verdorben wrden. Mit den zentralen Institutionen ist viel besser verkehren, als mit unserm Tokmaker polit. Bureau.

Die veränderte Situation im Allgemeinen, sowie im Besonderen für unsere Gesellschaft veranlaßte mich nun, hier bedeutend weiter auszuholen und vor die Central-Regierung wohl mit Beschwerden auch, aber besonders mit einem umfassenden Projekte der Organisation zu treten. Dazu leisten mir die Vorschläge einer großen starken amerik. Organisation — mit unserer Org. zu operieren, gute Dienste. Es liegt nun nahe, der Reg. zu erklären, daß es sich nicht lediglich um einen Almosendienst handelt, so daß diese vereinigte Organisation in der Lage sei, unser ganzes zerfahrenes Wirtschaftswesen auf die Beine zu bringen usw.

Ich sagte mir: Die Auswanderung ist schon in Moskau abgelehnt worden, wo doch der Hungertod in der Petition der Ufimer Delegaten ein sehr wirksames Motiv war; folglich darf man hier, wo das genannte Moment in der krassen Form bei unsern Südländern noch nicht so weit vorgeschritten ist, und wo das Amt des Innern spezielle Verbote diesbezüglich herausgegeben hat, nichts Besseres erwarten, denn tonangebend ist Moskau! Den Ufimern und wohl auch noch anderen Gruppen des Wolgagebiets bleibt nichts anders übrig, als nach einiger Zeit wieder und wieder zu petitionieren. Ob vielleicht die amerik. Organisation bei Vertragsschließung mit der Regierung nicht imstande wäre, einen diesbezüglichen Passus festzuhalten? Oder ob die Regierung der Vereinigten Staaten sich so kühl zu der Einwanderung von Mennoniten verhält? Von H. W. Neufeld, Reedley, soll in meiner Abwesenheit briefliche Nachricht nach der Molotschna gekommen sein, der zufolge (wörtlich, wie mir eine Karte noch in Moskau berichtete) „eine Siedlungsgesellschaft im Entstehen ist, die einen großen Komplex Land in Mexiko kaufen und auch für ausländische Mennoniten bereit halten will. In Mexiko sind die Mennoniten willkommen.“ —

Da schlußfolgert man: Also stehen auf dem amerik. Kontinent selbst viele Mennoniten im Begriff, zu wandern, allein woher nach Mexiko? Und warum nach Mexiko, einem Lande, das an politischen vulkanischen Ausbrüchen garnicht so arm ist, im Gegenteil mir viel zu wechselreich. Und warum schreibt man dieses Willkommen nur von Mexiko?

Der Regierung von der Ukr. S. S. Rep. werden folgende Punkte vorgeschlagen:

1. Im gegenwärtigen kritischen Augenblick an der früheren Landbenutzung (von Landbesitz spricht man überhaupt nicht) der Mennoniten nicht schwere Brüche vorzunehmen, sondern die Landverteilung aufschieben.

2. Den landlosen Mennoniten die Pachtartikel bei den menn. Wollosten zur Ansiedlung zu überweisen.

3. Den menn. Flüchtlingen bei uns im Süden, ca. 250 Fam., die Auswanderung zu gestatten. (Die Zahl ist willkürlich, eine Statistik liegt nicht vor.)

4. Den Kolonien die Schulen in Verwaltung zu geben, sowie sonstige Anstalten unter uns, welch letztere schon laut Statut dem Verbande zu unterstehen haben. Sie sollen in erster Linie von der amerik. Org. versorgt werden und so vor der Katastrophe bewahrt bleiben. Das nötige Brennzeug bitten wir zu assignieren und in den für diesen Zweck bestimmten Wäldern Anweisung zu geben. Sodann die Erlaubnis, junge Leute, die der Mobilisation unterliegen, für die Zubereitung und den Transport des Holzes zu benutzen.

5. Die Erlaubnis zur Gründung von kooperativen und industriellen Werkstätten für Remonte und Produktion von landwirtschaftlichem Inventar.

6. Dem Verbande das Recht einräumen, mit der amerik. Org. Verträge zur Erhaltung des notwendigen Materials abzuschließen mit Austausch auf Gegenstände unserer landwirtschaftlichen Produktion, Rohmaterial.

7. Dem Verbande die Einforderung der Getreidesteuer in unsern Kolonien aufzutragen.

8. Eine ständige Vertretung in der Residenz.

9. Von Seiten der Reg. 2 Bevollmächtigte zur Kontrolle der ganzen Verbands- und Hilfstätigkeit anzustellen. Dieses Recht der Kontrolle darf die Ortsbehörde nicht ausüben, sich überhaupt nicht in die ökonomische Wirtschaftseinrichtung einmischen.

Zur Hilfsorganisation.

10. Die Spenden werden von einer besonderen Kommission des Verbandes in Gemeinschaft mit den amerik. Bevollmächtigten unter Kontrolle der Regierung verteilt unter Mennoniten und den unter ihnen wohnenden Familien anderer Nationalitäten. Das Recht auf Erhaltung solcher Spenden haben auch die Menn. von der R.S.F.S.R. (Republ.) umsomehr, da sie dort eine kleine Minderheit des Menn.-Komplex ausmachen.

11. Zur schnellsten Herstellung des Kontraktes mit den amerik. Bevollmächtigten dieselben per Radio in den Ohrlofer Rayon, dem Sitze des Vorsta[nd]es des Verbandes, oder nach Berdjansk, der künftigen Basis, einzuladen, damit die Einzelheiten der Hilfsaktion klargelegt werden können. (Bei Herrn David H. Epp wäre in Berdjansk eine passende Stelle dazu, noch geeigneter freilich die Einkehr in die Kolonien.)

12. Dem Verbande einen Eisenbahnzug, wenn auch reparaturbedürftig, auf 2 Jahre zur Verfügung zu stellen zwecks Transport von Spenden und überhaupt zur Aufbesserung der ökonomischen Lage. Mit Hilfe der amerik. Organisation soll derselbe von unsern Spezialisten in unsern Werkstätten remontiert werden. Der Warentransport darf dem Reiche ke[in]e Kosten verursachen und nach 2 Jahre[n] ist der Zug in gutem Zustande abzulie[f]ern.

13. Das Reich, resp. die Regierung übernimmt die Garantien des Schutzes der Basis, Lager und des Warentransports.

14. In Sachen der Hilfsa[ktio]n dem Verbande die kostenlose Benutzung des Telegrafen und der Post freigeben, sowie eine bestimmte Anzahl von Freifahrten auf der Bahn monatlich.

15. Für seine Handlunge[n ver]antwortet der Verband nur vor der Zentralgewalt.

Als Zusatz: 16. Den Verband in ökonomischer Beziehung, soweit er sich erholt und produktionsfähig wird, ausnutzen für Lieferung von allerlei Saatgetreide, Sämereien, Zuchtvieh u. dergl. mehr.

Am 2. Sept. Heute hat mir das Auswärtige Amt zusagende Antwort auf mein Gesuch, die Herren Miller und W. Neufeld einreisen zu lassen und nach Belieben sofort Waren nach Berdjansk mitzubringen, erteilt. Der Generalbevollmächtigte des Ukrainischen Roten Kreuzes fä[hrt] morgen übermorgen von Odessa nach Bulgarien und soll telegrafische Order mitbekommen, in Bulgarien an H. Miller zu telegrafieren und soll dessen Antwort sofort zurückstellen, resp. die Zeit der Reise berichten. Dann empfangen die Behörden in Berdjansk, Sewast. oder Odessa gemessene Order, die Herren sowie die Waren entsprechend zu empfangen und nach Beratung in unsern Kolonien fahren wir mit ihnen gemeinsam in die Ukrainische Residenz, um die Hilfsaktion gemeinsam mit der Regierung festzulegen. Gerade auch zu manchen unserer obigen Punkte hat die amerik. Organ. Stellung zu nehmen, einmal prinzipiell und dann auch finanziell, denn ob der Rahmen schon zu weit gesteckt ist oder aber noch weiter gespannt werden kann; oder überhaupt, ob die praktischen Amerikaner nicht noch manche viel passendere Vorschläg[e] einfügen möchten, — wir bitten sehr! Oder falls an dieser Hilfsaktion in Verbindung mit russ. Mennoniten (letztere als Apparat für Verteilung gedacht — also stehen dann an der Arbeit ehrliche [Ar]beiter) breitere Schichten der amerikan. Gesellschaft teilnehmen wollen, so könnte man auch angrenzende russ. Gebiete bedienen, — und um soviel größere Rechte räumt

man uns ein. Für uns russ. Mennoniten bedeutet es um so viel mehr, je mehr wir von dem Pantoffel der Ortshelden loskommen und Bewegungsfreiheit, resp. Selbstverwaltung bekommen. Menn. Gruppen, die schlecht zu erreichen, resp. zu versorgen sind, müssen dann von der Regierung für Auswanderung freigegeben werden. Und gerade, weil sie dieser ganzen Organisation keine politischen Motive unterlegen kann, sondern nur humane, nimmt man hier jetzt schon die Angelegenheit als gesichert an. In Herrn Gulivers Vertrag (in Riga) scheint unsere amerik. Organisation nicht drin zu sein, wie mir heute gesagt wurde, für uns russ. Menn. sehr recht. Wir müssen mit Euch auf eigenen Füßen vollständig auf sowietrussischem Boden stehen, nur vom Vater im Himmel abhängig.

Euer geringer B. *Janz.*

* * * * *

Zeitspiegel.

* * *

(Eing. von H. H. N. Herbert, Sask.)

Die Zeitungen melden von einer furchtbaren Hungersnot in Rußland. Infolge der großen Dürre ist die Ernte gänzlich mißraten. Selbst in den fruchtbaren Gegenden Südrußlands, die sonst wahre Kornkammern sind, soll höchstens ein Drittel des für den Lebens bedarf nötigen Getreides gewachsen sein. In den anderen Bezirken des riesigen Reiches muß die Not noch viel größer sein. Infolgedessen haben sich ganz trostlose Zustände herausgebildet. Von Hunger und von Angst getrieben setzen sich riesige Menschenmassen — man schreibt von zwanzig Millionen — planlos in Bewegung, ziehen hierhin und dorthin, wenn sie hören, daß da oder dort noch etwas an Lebensmitteln zu finden sei. Es sei wie zur Zeit der Völkerwanderung. Man kann sich denken, was für ein Elend das alles in sich schließt. Menschen, die vor Hunger und Angst halb wahnsinnig sind, sind gleich den Wölfen. Alles menschliche Gefühl erstirbt, und die ganze Brutalität, zu der die gefallene menschliche Natur fähig ist, bricht dann hervor. Im Kleinen tritt es ja bei Theaterbränden und Schiffskatastrophen hervor. Wohin Menschen durch den fürchterlichen Hunger kommen können, das zeigt ja auch Gottes Wort. Man lese: 5. Mose 28, 53 und 2. Könige 6, 24—29.

Die furchtbare Dürre ist ja nicht *unmittelbare* Schuld der bolschewistischen Regierung. Sie ist ein *Gericht Gottes.* Aber in Rußland sind entsetzliche Dinge geschehen, und sie geschehen noch fortwährend. Von den Greueln, die dort verübt worden sind, haben wir nur eine dunkle Ahnung. Dergleichen legt sich wie ein Fluch auf Land und Volk. „Der Herr wird's sehen und heimsuchen." (2. Chron. 24, 22). Unser Volk hat die Wahrheit dieses Wortes auch schon erfahren, wenn auch solche Katastrophen bis jetzt noch nicht über uns gekommen sind. Doch es ist nicht aller Tage Abend. Aber daß die Katastrophe in Rußland einen so furchtbaren Umfang annimmt, das ist ganz gewiß eine Folge der bolschewistischen Mißwirtschaft. Es sind auch in früheren Jahren in Rußland Teuerungen, ja Hungersnöte vorgekommen, doch so mangelhaft auch die Zarenwirtschaft in vieler Hinsicht war, so war sie doch in ihrer Fürsorge für das Volk unendlich besser als die Sowjetregierung. *Damals* bestand in Rußland noch eine feste Staatsautorität, die für Ordnung sorgte, *damals* waren Eisenbahn und Flußschiffahrt in Ordnung, *damals* war Rußland noch kreditfähig und konnte vom Ausland beziehen. Das alles ist zerstört oder doch heruntergewirtschaftet. Nun wird das, was sonst nur eine *Not* geworden wäre, zu einem *maßlosen Elend, zum Untergang.* Wir lernen es immer besser verstehen, wie recht Martin Luther hat, wenn er „gut Regiment" zum täglichen Brot rechnet. Dieses Stück des täglichen Brotes haben die Völker weggeworfen und mit Füßen getreten, und die Folgen bleiben nicht aus.

Der Bolschewismus bezw. Kommunismus ist letzten Endes nichts anderes als der folgerichtig durchgeführte Sozialismus, denn die Mehrheitssozialisten bleiben auf halbem Wege, die U. S. P.-Leute auf dreiviertel des Weges stehen. Bis zum Ende gehen nur die konsequenten Kommunisten. Aber für die Sozialisten beider Richtungen gibt's ja in Wirklichkeit kein Stillstehen, entweder sie müssen sich von ihrem Wege abwenden oder sie werden weitergeschoben und gerissen, wenn's bei ihnen auch zutrifft, wie's im Liede heißt: „Dir graut selbst vor deinem Wege, denn ein Abgrund endet ihn." *Der Sozialismus und der Kommunismus aber sind die Zerstörer jeder wirklichen Produktion.* Wo sie sich auswirken können, da ist's mit dem Arbeitstrieb, mit dem Verantwortlichkeitsgefühl, mit der Ordnung aus. Davon haben wir ja schon in Deutschland einen Vorgeschmack bekommen, und er ist wahrlich noch nicht geschwunden. In Rußland war die große Agrarwirtschaft d. h. Rußland war das Land der ungeheuren Güter, auf denen die Bauern arbeiten, von denen sie Pachtland hatten. Und wenn sie auch eigenen Besitz oder Gemeindeland hatten, so spielte dieses im Vergleich zu dem großen Agrariertum keine nennenswerte Rolle. Die große Agrarwirtschaft ist nun ganz gewiß kein Ideal, und in Rußland war sie das wohl erst recht nicht. Sie bringt ohne Frage nicht das hervor, was *gute* landwirtschaftliche *Kleinwirtschaft* hervorbringt. Aber sie ist ohne Frage viel, viel besser und ertragreicher, als die Massenkleinwirtschaft, wenn diese aus Mangel an Betriebsmaterial, an Sachkenntnis, an Fleiß und Hingabe durch und durch verbummelt und verlottert ist.

Um den Großgrundbesitz und den Adel zu ruinieren, und um die Masse der Bauern für sich zu gewinnen, „bolschewierte" die Sowjetregierung den ganzen Großgrundbesitz. Die Großgrundbesitzer wurden ermordet oder verjagt, und der ganze Besitz ging in die Hände der Bauern über. Jeder, der etwas die Menschen kennt, kann sich vorstellen, was es nun für eine Wirtschaft gab. Stand der russische Ackerbau ohnehin schon auf einer niedrigen Stufe, und lagen schon früher große Flächen unbebaut da, so blieb nun fast alles liegen, und jeder Bauer sorgte nur dafür, daß er für sich und seiner Familie Notdurft etwas hatte. Warum arbeiten und sich plagen, wenn man doch nichts davon hat? In Rußland ist die Geldwirtschaft ja ebenfalls vollständig ruiniert, und wer mehr Getreide, Vieh usw. hatte, als er unbedingt selbst brauchte, der stand in Gefahr, daß es „enteignet" wurde. Der Russe ist an sich träge und gleichgültig, wenn er nicht „anders muß". Da kann man sich leicht denken, daß er unter den jetzigen Verhältnissen erst recht alles verkommen läßt. Das *deutsche* Volk gilt als ein besonders fleißiges, aber was haben wir nicht alles schon erlebt und erleben wir täglich.

In Südrußland, auf der Krim, in der Dongegend war, wie schon gesagt, der fruchtbarste Boden Rußland. Dort war auch die Landwirtschaft am höchsten entwickelt. In diesen weiten Landschaften wohnten sehr viele Deutschrussen, vielfach Mennoniten. Unter ihnen waren auch manche holländischer Abstammung. Die Vorfahren dieser Leute waren einst von der russischen Regierung als Kolonisten ins Land gerufen worden und genossen lange Zeit das Wohlwollen der Regierung und hatten manche Freiheiten, die die Russen nicht hatten. Die damalige russische Regierung wußte eben, was sie an diesen Leuten hatte. Das Land blühte auf, und die Ansiedler wurden infolge ihres Fleißes und ihrer Tüchtigkeit sehr wohlhabend. Ihre Dörfer und Städte, ihre Wirtschaften waren Musterbetriebe für die Nationalrussen. Aber schon vor dem Kriege wurden jene von diesen außerordentlich beneidet und bekämpft, und schon die Zarenregierung fing an, die Kolonisten zu bedrücken und ihnen ihre Freiheiten zu nehmen. Als dann die Revolution ausbrach, da brach auch zugleich das Elend über die Deutschen herein. Noch einmal kam eine Erleichterung, das war, als deutsche Truppen kurz vor unserer Revolution das Land besetzten. Damals schrieb mir ein gläubiger mennonitischer Lehrer aus Halbstadt, im Gouvernement Taurien, den ich als einen gewissenhaften Menschen kenne, eine erschütternde Schilderung von dem, was die Deutschen in der Zeit erdulden mußten, als die Bolschewisten die Herrschaft hatten. Es wurde gemordet, geplündert, geschändet, wie es eben den Bolschewisten einfiel. Nun hatten die Kolonisten eine kurze Atempause. Aber als dann die deutsche Armee zusammenbrach, da brach von neuem die bolschewistische Flut herein. Seitdem habe ich nichts mehr aus Südrußland gehört, aber die Nachrichten lauten dahin, daß das ganze Deutschtum zugrunde gerichtet sei, und es wird wohl so sein.

Warum dieses Gericht auch über die

gläubigen Christen, die in Südrußland so zahlreich wohnten? Wir wissen es nicht. Ein angesehener Bruder, der die Verhältnisse genauer kannte, sagte mir, daß leider auch unter den Gläubigen Acker- und Geldgier so sehr verbreitet gewesen sei. Ach, der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Wenn Gott die deutschen gläubigen Kreise daraufhin ansähe und zur Rechenschaft zöge, dann wehe uns! Im übrigen gilt auch hier Luk. 13, 1—5.

Auch für Deutschland wird das kommende Jahr ein sehr teures werden. Die Gesamternte ist keineswegs so glänzend, wie sie in den amtlichen Berichten geschildert wird. Durch diese Schönfärberei möchte man „Stimmung machen." Gewiß, das Winterkorn ist wohl durchweg gut geraten, aber vielfach ist auch Notreife eingetreten. Das Sommerkorn, die Kartoffeln, das Viehfutter, das Gemüse usw. ist in weiten Landschaften vollständig verbrannt." Wir sind auf jeden Fall so viel besser daran als Rußland, aber der kommende Winter wird in vieler Hinsicht ein sehr schwerer werden, und die Teuerung ist doch ohnehin schon so groß. Wird unser Volk die Zeichen verstehen, die in Rußland, in Polen und auch in Deutschland geschehen? Ach, wir glauben es nicht. Aber werden die Kinder Gottes es verstehen? Gott gebe es, sonst wird der Herr noch eine ganz andere Sprache reden. W. G.

— Heilig dem Herrn.

* * * * *

Nachrichten gesammelt von N. N.

* * *

S. den 24. Juli 1921.

Lieber Hans und Tine!

Will doch mal versuchen, ob ich nicht einen Brief an Euch fertig kriege, denn es ist ja gerade so, als ob wir und Ihr auf verschiedenen Planeten wohnen. Deinen Brief, lieber Hans, den Du durch Kutscherenko schicktest, haben wir seiner Zeit erhalten. Da es damals aber nicht an der Zeit war, zu antworten, so unterblieb es bis jetzt. . . Nun soll ja der Postverkehr zwischen Rußland und Deutschland wieder eröffnet sein. —

Wir sind bis jetzt alle gesund und am Leben, bis auf Onkel Peter. Derselbe wurde im Herbst auf falschen Verdacht hin arrettiert, und seitdem ist er spurlos verschwunden. Höchstwahrscheinlich ist er nicht mehr unter den Lebenden, denn es wurde nicht viel Federlesens gemacht mit den Konter-Revolutionären. Es hat viel Menschen gekostet, bis Sowjet-Rußland uns die Freiheit gebracht hat, und später hats noch beinahe mehr gekostet. Jetzt sind wir ja im Paradiese. — Im Herbst, als die rote Armee hier einzog, hatte sie ja Batjko Machno seine Jungens als Vortrab, und daß da vieles mittging, könnt Ihr Euch denken. Pferde hatten wir im Dorfe beinahe keine. Später fingen wir uns welche ein, aber es fallen sehr viele davon. Ich habe jetzt noch ein Pferd.

Da ich an der Bahn wohnte, bin ich weniger mitgenommen. Br. Jakob aber haben sie sehr beluppert. Er wohnt jetzt auch hier. Wir haben zusammen etwas gesät, aber hier ist ja Mißernte in vollem Sinne des Wortes. Weizen gibts die doppelte Saat, Sommergetreide aber nur die halbe Aussaat. So siehts beinahe in ganz Rußland. Wir haben einen schweren Winter vor uns. Unsere Staatsoberhäupter haben es nämlich versäumt, zur rechten Zeit Befehl zu geben, daß es regne und so sitzen wir auf dem Trockenen. Auf vielen Stellen wird gedroschen. Hans und ich haben dieser Tage Weizen zusammen gefahren, zwölfeinhalb Fuder bekommen, — ich bekomme vielleicht acht Fuder. Hafer bekommt Jakob von 30 Acker 1½ Fuhren, und so ists in allem. Rundherum Trauer. Das vorjährige Getreide ist ja alles fortgenommen. Ihr habt ja auch schon etwas kennen gelernt, aber 1918—1919 war nichts zu 1920—1921. Jetzt werden die Gesetze über Menschenrechte und Freiheit programmäßig durchbläut. Unser Dorf ist jetzt beinahe eine Stadt,soviel Beamtenschaft ist hier. In jedem Hause ist Einquartierung. Gestohlen wird sehr,denn das Gewissen haben wir als eine Einbildung bürgerlicher Art abgeschafft. Ueberhaupt seid ihr dort sehr weit zurück im Vergleich zu uns. Unser Sehnen ist, — endlich mal erlöst zu werden. Die kleinen Staaten wie Lettland, Esthland usw. sorgen alle für ihre Untertanen, nur für uns scheint keine Hilfe. Unser Sehnen ist weg von hier, d. h. alle unsere Stammesgenossen. Da wir aber keine bestimmte Nachricht erhalten, essen wir also auf Hoffnung. —

In der vorigen Woche wurden Epps aus ihrem Gut hinausgeworfen und so gehts jeden Tag lustiger, wie den vorigen. In Ufa, Samara und Sibirien war schon im vorigen Jahre Not, und jetzt ist Mißernte. An der Molotschna Mißernte und dann noch obendrein Brotabgabe. Das Brotmehl stieg schon bis 180.000 Rubel das Pud, — das Brot bis 4000 Rubel das Pfund. Für einen Sack Mehl kann man beinahe eine Kuh kaufen. Gehandelt wird jetzt alles auf dem Marktplatz, denn wir haben ja freien Handel.

Aus Ufa bekamen wir Nachricht, dort ist im Frühling Saatgetreide verteilt worden und zwar 30 Pfund auf eine Desjatine. O, du heilige Einfalt! Und so gehts in allem. Wenn man alle die umgekehrten Weisheiten schildern wollte, die hier passieren man könnte Bände schreiben, aber Schweigen ist Gold. Es ist leicht eine Staatsordnung zu stürzen, aber schwer, eine aufzurichten, besonders wenn man Ideen dazu nimmt, die theoretisch sehr schön klingen, aber in der Praxis keinen roten Heller wert sind.

Den 19. September 1921. Beiliegenden Brief habe ich vor zwei Monaten geschrieben kam aber nicht zum Abschicken. Da aber jetzt schon Postverbindung mit euch ist, will ich schnell noch weiter berichten. Die Ernte haben wir schon längst hinter uns, und auch schon beinahe auf. Mit dem Brote werden wir nicht ganz zureichen bis zum Frühling, und da in fast ganz Rußland Mißernte ist, und auf das Ausland wenig Hoffnung ist, so müssen wir den Brotkorb nämlich hoch hängen. Wenn es ginge, das wir auswandern könnten, dann wäre noch was zu machen, aber das hat wohl noch Zeit. Jetzt noch wieder die Zeit der Brotabgabe, — was das ist, werdet ihr noch nicht wissen. Es wird nämlich die Ernte nach den Aussichten im Mai taxiert, und dann wird im Verhältnis zu den Desjatinen und den Familiengliedern eine Abgabe aufgelegt. Im Mai dieses Jahres sah es so aus, als wären 30—50 Pud von der Desjatine zu erwarten. Nach dieser Schätzung muß ich nämlich 76½ Pud abgeben. Ich hatte aber nur knapp soviel geerntet, als die Auflage war, als ich das noch abgegeben, was ich geliehen hatten, blieb lange nicht soviel, als ich geben sollte, — und da beschloß ich, überhaupt nicht zu geben. Wohl ließen die Herren mit sich handeln und gingen bis auf 30% herab, doch konnte ich beim besten Willen nichts abliefern. Was daraus werden wird, weiß ich nicht, höchstwahrscheinlich aber bekomme ich eine Woche Arrest. Uebrigens sitzen muß bei uns jeder, vom hartgesottensten Kommunisten bis zum parteilosesten Mennoniten. Man ist sonst anders nicht salonfähig. Schwager X sitzt heute schon den 5. Tag wegen der Abgabe. Heute kommt er wahrscheinlich heraus, denn H. fuhr heute in die Stadt mit Papieren vom Rat, auf Grund welcher er wahrscheinlich freikommt. Onkel D. ist mobilisiert als Klaviervirtuose im Klub, welcher sich in der Schule befindet. Die Schule selbst wird Engros und Endetail verkauft, — von den Soldaten. Die Kerle haben Hunger. Es sind schon nur sehr wenig Fensterscheiben drin, auch fehlen schon einige Rahmen. Schw. P. wohnt bei den Schwiegereltern in der Molotschna. Er war kürzlich hier. Auch dort ist es schwer. Er sagte, daß alles Leben erstorben sei. Die Bauern werden ziemlich ausgepumpt wie auch hier, und aller Handel und Wandel fehlt. Seine beiden Pferde sind auch den Weg alles Sterblichen gegangen.

Wenn man nicht schon so abgehärtet wäre, dann wärs zum Verzagen, aber es kommt allmählich, und dann wird man all das Unglück beinahe gewöhnt, aber nicht ganz. Die Arbeiter bekommen einen Lohn, zum Leben zu wenig, zum Sterben zuviel und deshalb wird so ungeheuer gestohlen, denn niemand will verhungern. Die Enttäuschung ist sehr groß. Was von weitem nach Freiheit aussah, ist Sklaverei und noch ärger. Wenn Ihr dort einen zukünftigen Despoten habt, dann schickt ihn her in die Lehre, denn in Bezug auf Freiheit ist uns niemand in der Welt über. Wir können nicht einmal in die ganz nahe Stadt ohne Passierschein fahren, — wenn wir nicht Brot und Fleisch mithaben. Mit letzterem aber kommt man auch durch ganz Rußland — denn Brot ist hier ein Zauberschlüssel. Wenn du hier Brot hast, — dann fliegen dir alle Herzen entgegen.

Ganz wunderbar ist der Eisenbahnverkehr geregelt, — jede Woche geht ein

Passierzug nach Norden, — und kommt von dort in den Süden. Die Leute aber fahren lieber per Wagen, wenn auch mal ein Pferd fällt.

Wenn man all die Herrlichkeiten beschreiben sollte, die hier passierten, dann würde das in der Gegend befindliche Papier nicht ausreichen. Heute war bei Onkel M. Haussuchung, — alle Conto-Bücher von früher aus dem Geschäft wurden beschlagnahmt denn es fehlte an Papier. Meine Frau meint, — wenn Ihr uns hinüber ziehen könntet,— aber das sind ja Wünsche. H. u. T.

* * * * *

„Mennoniten, tut selbst was ihr tut!"

* * *

Diese Worte entnehme ich dem Briefe eines amerikanischen Bruders, der zu obigem Thema noch folgendes ausführt: „Die Quäker erzählten mir in Berlin, daß die amerikanischen Mennoniten schon vor zwei Jahren über eine Million Dollars für die Hilfsmission der Quäker gegeben hätten. Rühmlichst hoben sie das Tun der Mennoniten hervor. Ich fragte dan so beiläufig: Sind hier in ihrer Hilfsmission auch einige Mennoniten? Nein war die Antwort, wir sind hier nur Quäker. Ich wußte dann schon genug. Praktisch stellt die Sache sich nun so: Alle Welt schreit, — die amerikanische Quäkerhilfsmission rettet viele Kinder vom Hungertode, die Quäker tun aber viel u.s.w. und es ist wahr, sie tun auch viel, aber — die Mennoniten haben oft das Geld dazu gegeben. Warum heißt es nicht lieber: Die Amerikanische Mennoniten und Quäker Hilfsmission?! Auch die Quäker geben selbst sehr viel, aber was sie geben, das verteilen sie auch selbst! So sollten die Mennoniten es auch machen. Alle Welt sollten sie es wissen lassen: Die Mennoniten sind nicht nur materialistisch gesonnen, sie können und wollen auch etwas für die Brüder und andere tun. „Lasset euer Licht leuchten, vor den Menschen, Mennoniten-Brüder, tut selbst, was ihr tut."

Soweit die Gedanken des Beobachters in Amerika, die gewiß verdienen, in breitester mennonitischer Oeffentlichkeit gehört zu werden. Denn daß diese Beobachtungen wahr sind, wird mir durch andere Nachrichten aus Amerika bestätigt. Schrieb doch die rechte Tante eines meiner hiesigen Freunde, die Mennonitin ist: „Wir geben unser Geld nicht dem mennonitischen Hilfswerk, sondern den Quäkern, dann wissen wir auch, daß es richtig verteilt wird."

Die Angelegenheit ist so ernst und greift so sehr in das Wesen des Mennonitentums, daß wir uns bemühen müssen, daraus zu lernen. Denn Mißstände und Fehler können dazu dienen, bessere Selbsterkentnis und sittliches Wachstum zu fördern. Also, — wo liegen hier Mißstände und Fehler?

Zunächst möchte ich aber einen großen Vorzug in der Handlungsweise der Mennoniten hervorheben. Es ist ohne Frage, daß die Quäker den Mennoniten in der Organisation des Hilfswerks weit voraus waren und noch heute sind. Wenn dann die Mennoniten, die helfen wollten, nicht lange warteten, bis die mennonitische Organisation so weit war oder sein wird, sondern schnell halfen, weil schnelle Hilfe doppelte Hilfe ist, das kann man nur gut heißen. Ob der Empfänger der Hilfe die Quäker oder die Mennoniten für die Geber hält„ daran liegt einem wahren Christen nicht viel, denn nicht ihm sondern Gott gehört die Ehre. Dasselbe gilt, wenn an einem Orte oder in einem Lande schon eine Quäker Hilfsmission besteht. Warum soll man sich nicht mit ihr verbinden, durch mennonitische Vertreter ergänzen, und ihr mennonitische Gelder anvertrauen. Das ist sicher recht und gut, wenn die aufrichtige Gesinnung des Helfenwollens überall den Ausschlag gibt. Der Verzicht auf den eigenen Namen aus diesen Gründen ist wahre Selbstlosigkeit und Demut, die hohe Anerkennung verdient.

Aber nun die andere Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der Lage, daß diese Angelegenheit nicht so sehr auf schnellem und selbstlosem Gebenwollen, sondern auf Mißtrauen gegen die eigenen Brüder, gegen das eigene Hilfswerk beruht, wie obige amerikanischen Stimmen beweisen? Dann müssen die Mißstände und Fehler, die zu solchem Mißtrauen Anlaß geben, bekämpft werden. Das geschieht aber nicht durch Fahnenflucht, indem sich die mennonitischen Geber zu den Quäkern hin abwenden, sondern dadurch, daß die Mennoniten zusammenhalten, sich um ihr eigenes Hilfswerk kümmern, Rechenschaft fordern und überhaupt die Angelegenheit zu einer mennonitischen Ehrensache machen. Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen! Wie bitter nötig das ist, wie stark belastet oder doch wenigstens belästigt die Ehre des Mennonitentums wird durch die Schuld mancher Brüder, davon bekommt man eine Ahnung aus den Urteilen des Volksmunde oder auch der Presse, wenn man es selbst noch nicht erlebt hat. Geradezu erschreckend ist das Wort, das die Zeitschrift für Auslandsdeutschtum, Stuttgart, in einem Artikel über die Mennoniten an der Wolga geprägt hat: Mennoniten-Mammoniten! Und wer wüßte nicht unter uns selbst, daß der allgemeine große Wohlstand unserer Brüder, den sie gewiß ihrem Fleiß und ihrer Sparsamkeit verdanken, ihr Herz sehr oft dort sein läßt, wo ihr Schatz ist. Und wenn nun eine große Gelegenheit gegeben ist, vor aller Welt zu zeigen, daß Geldgier und Geiz nur Ausnahmen bei uns sind, daß unsere Ehre rein ist, daß unser Licht leuchtet, daß das Wort von den Mammoniten eine Lüge ist, — wenn wir b i solcher Gelegenheit aus Mißtrauen zu uns selbst, zu unserer Gemeinschaft, unsere Gelder andern zur Verteilung überweisen, dann ist das ein geistiges Armutszeugnis, wie wir es uns nicht trauriger ausstellen können.

Welches sind nun die Mißstände und Fehler, die jenes Mißtrauen hervorrufen? Es gibt vielleicht mehrere, verschiedene, ich will aber nur den wichtigsten Mißstand hervorheben, der sich mir bei der Beurteilung dieser Angelegenheit aufdrängt, und den ich überall beobachtet habe, wo ich mit Menschen unserer Gemeinschaft in Berührung kam. Ich will diesen Mißstand einmal so ausdrücken: Uns selbst fehlt gerade das Licht, das wir in der Hilfsmission leuchten lassen sollten, das Licht der Liebe. Das zeigt sich in unserm Gemeindeleben, das zeigt sich noch mehr im Gesamtleben unserer Gemeinschaft mit den vielen verschiedenen Richtungen und Besonderheiten. Nicht jedoch halte ich diese Meinungsverschiedenheiten und Verschiedenheit der Richtung in Gottesdienst, Schriftauslegung und Handhabung der Taufe u.s.w. für das Uebel. An sich sind diese Verschiedenheiten ein Vorzug in unserer Gemeinschaft, ein Zeichen der Freiheit, ja, gerade bei dieser Verschiedenheit der Anschauungen ist erst Gelegenheit geboten, nun wahre Liebe zu betätigen. Denn so ihr liebet die euch lieben, ... Und so ihr nur zu euren Brüdern freundlich tut, was tut ihr Sonderliches? heißts im Evangelium. Und diese Liebe, meine ich, fehlt bei uns im Kreise der Gemeinschaft, Liebe, die im Verstehen gerade des Andersdenkenden, in der Achtung der andern Ueberzeugung und das Wichtigste: im Zusammenschluß gemeinsamer praktischer Arbeit, unter Verzicht auf gewisse Freiheiten und Bequemlichkeiten beruht. Nicht das ich uns für so böswillig halte, — wir haben es noch nicht gelernt.

Das Mennonitentum ist am weitesten den allgemeinen Weg des Individualismus gegangen, der persönlichen Freiheit und der Freiheit und Unabhängigkeit jeder Gemeinde. Aber schon längst wäre es nun Zeit gewesen, nach der Gewissensfreiheit die Liebe, die wirkliche Arbeitsgemeinschaft zu lernen und zu üben. Denn Liebe als Gefühlsgemeinschaft hat nicht viel Wert, wenn sie nicht zu einer Arbeitsgemeinschaft wird, zu einem Ringen um einander gerade und trotz aller Verschiedenheit und Besonderheit. Statt dessen sind wir uns untereinander so gleichgiltig geworden, haben uns um einander nicht gekümmert, und nun fehlt die Organisation, der wir unser Vertrauen schenken könnten. Schnell hat man das Fehlende nachgeholt, eine Vertretung des Mennonitentums geschaffen, aber — Mißtrauen steht ihm gegenüber.

Dieses Licht aber ist es, was die Welt heute noch mehr braucht, als das Licht des Geldes. Wir können es aber nicht leuchten lassen, da wir selbst es nicht haben. Wir können nicht verstehende Liebe hinaustragen, da wir sie unter uns nicht geübt. Wir müssen uns damit begnügen, daß andere unser totes Gold in lebendige

(Fortsetzung auf Seite 12.)

Editorielles.

Food Drafts nach Rußland.

* * *

— Durch die Hilfswerk Notizen und andere Bekanntmachungen in der Rundschau ist wohl allen Lesern bekannt, daß irgend eine Person oder Gemeinde Food Drafts an Einzelpersonen oder eine Gruppe von Personen in Rußland senden kann. Der Verständlichkeit halber geben wir noch einmal in Kürze die nötigen Bestimmungen. Die Bestellungen auf solche Food Drafts müssen an die American Relief Administration, New York City gerichtet sein. Ein Food Draft darf nicht weniger als $10.00 in amerikanischem Geld betragen und nicht mehr als $50.00 an eine Einzelperson, doch muß die Summe immer durch zehn teilbar sein, also 10, 20, 30, 40 oder 50 Dollar in amerik. Geld. An Organisationen dürfen sie die Summe von 500.00 Dollar nicht übersteigen. Größere Summen aber sollten durch unser Mennonitisches Central Komitee gesandt werden, welches besondere Vergünstigungen vereinbart hat.

Das Geld muß an die American Relief Administration ausgestellt sein in Form von Schecks, Bank Drafts oder Postal Money Order. Wenn von Canada, dann muß es zahlbar in New York sein für die volle Summe von wenigstens 10.00 Dollar in U. S. Geld. Es muß die volle Adresse der Person oder Gruppe von Personen angegeben sein, an die der Food Draft gesandt werden soll, und zwar in englischer und russischer Sprache. Am besten sollte die Adresse mit der Schreibmaschine geschrieben sein, oder in gut lesbarer Schrift, damit keine Verzögerungen eintreten. Auch der Name und die Adresse des Absenders muß angegeben sein. Die American Relief Administration sendet dann diese Food Drafts nach Moskau an ihr Hauptquartier dort und von dort werden die weiteren Anweisungen gegeben an ihre Lebensmittelhäuser, in den verschiedenen Teilen Rußlands — soweit sie errichtet sind. Von dort werden dann die Nahrungsmittel an den Empfänger abgeliefert, wenn er zu erreichen ist. Sind die Nahrungsmittel abgeliefert, dann erhält der Geber Nachricht davon, können sie aber in 90 Tagen nicht abgeliefert werden, dann erhält der Geber sein Geld zurück. Wohnt der Empfänger an Orten, wo noch keine Lebensmittelhäuser sind, dann werden die Anweisungen gehalten, bis in der Nähe solche Häuser eingerichtet sind. Wenn es möglich ist, können auf ausdrücklichen Wunsch des Empfängers die Lebensmittel durch die russische Post oder durch andere Vermittelung an ihn übersandt werden, doch übernimmt die Am. Relief Adm. dann dafür keine Garantie mehr, wenn die Nahrungsmittel aus ihren Händen sind.

Will jemand an seine Verwandten oder Bekannten Food Drafts senden, dann sollte er jedes Mal diejenigen, an die er senden will, brieflich davon benachrichtigen, daß Food Drafts für sie unterwegs sind, damit sie dort wissen, daß etwas für sie kommt. Das sollte sogleich getan werden,, wenn der Food Draft bestellt wird.

Um unsern Lesern die Sendung von Food Drafts zu erleichtern, sind wir gerne bereit, die dazu nötigen Formulare usw. die wir hier in Händen haben, auszufüllen und weiter zu befördern. Die Leser in Canada sollten sich an Br. H. H. Neufeld, Herbert, Sask. wenden und die Leser in den Vereinigten Staaten an mich in Scottdale. Wir werden das nötige besorgen. Es müssen besondere Formulare ausgefüllt werden und die haben wir in Händn.

Bitte also die genaue Adresse der Verwandten in Rußland einzusenden, wenigstens in Deutsch, wir werden es dann in russischer Sprache auf den Formularen ausfüllen oder ausfüllen lassen. Dann bitte zu beobachten, daß das Geld in amerikanischem Geld in Scheck, Bank Draft oder Money Order an die American Food Administration ausgestellt sein muß und wenigstens zehn Dollar.

Lebensmittelhäuser sind errichtet in Petrograd, Moskau, Kazan, Simbirsk, Samara, Saratov, Ufa, Orenburg, Tzaritzin. Weitere werden eingerichtet, wie die Lage es erfordert.

* * * * *

Berichtigung.

* * *

C. Peters, Henderson, Nebr. sendet eine Gabe von $100.00 für die Hungernden in Rußland und macht auf einen Fehler in den Hilfswerk Notizen aufmerksam. Er schreibt: In der Rundschau vom 26. Oktober wurden Leute benannt, di besonders Hilfe geleistet haben, die 62 Männer von Rußland herein zu lassen. Da wird Senator McLaughlin von Kansas genannt (der Vorwärts sagt von New York). Es sollte aber Representative McLaughlin von York, Nebr. sein, eine uns sehr gut bekannte Person. Deshalb wollten wir das richtig haben. Ehre, dem Ehre gebührt.

(Ich danke Br. Peters für diese Richtigstellung. Da ich selber die Herren nicht kenne, so nahm ich an, daß die Notizen so, wie sie mir übergeben wurden, richtig waren und ich ließ es so einsetzen. Auch herzlich Dank für die Gabe. Habe Quittung gesandt. Editor.)

* * * * *

Von hier und dort.

* * *

A. W. Rempel, Wymark, Sask. Box 66 schreibt: Da man so manche Trauerbotschaft von Rußland liest, wo unsere Brüder und Freunde in so großer Not sind, so muß ich auch mal was von hier hören lassen. Ich habe noch 3 Onkels dort, wenn sie noch leben, Bernhard, Johann und Gerhard Rempel. Letzterer wohnte auf Orenburg. Geht die Rundschau dorthin oder ist Briefverkehr dorthin? Liebe Freunde, sollte Euch solche Nachricht zu Gesicht kommen, so laßt Euch hören. Onkel Gerhard Rempel, ich kann mich Eurer noch erinnern, es sind schon über 40 Jahre, seit wir dort weggezogen. Ich weiß auch keine genaue Adresse dorthin, wie soll ich es ausfinden? Haben viele Jahre nichts von dort gehört, außer was wir jetzt in der werten Rundschau lesen. Ihr lieben Freunde, uns ist bange, es geht Euch auch so wie vielen, die ihren Notschrei hören lassen. Seid Ihr auch schon geflüchtet wie der älteste Sohn, Jakob, des Peter Ungers, Rußland, Sergejewka? Er ließ sich vor einiger Zeit in der Rundschau hören. In der Hoffnung, bald zu hören, ich werde antworten grüße ich.

(Anmerkung des Editors: Die Rundschau geht bisher nur an 4 Adressen in Rußland, weiter habe ich noch keine Bestellungen erhalten. So ist es sehr fraglich, ob die Gesuchten etwas von dieser Mitteilung sehen. Aber vielleicht kann ein Leser aushelfen. Briefverkehr ist dahin, aber die Rundschau geht nicht dahin. Editor.)

* * *

Abraham Neufeld, Horndean, Man., Box 25, schreibt: Da die Rundschau ihren Weg sicherer gehet, als ein Brief, so möchte ich bitten, von mir etwas mitzunehmen. Als ich anno 1892 von Rußland auswanderte, mußte ich Umstände halber 2 Brüder in Rußland lassen. Wir haben uns, bis der Krieg ausbrach, immer mit Briefen unterhalten, aber von der Zeit nichts mehr gehört. Von den Mennoniten Delegaten, die hier waren, habe ich von Mr. Warkentin gehört, daß der Bruder Diedrich gestorben ist, das ist alles. Sollte jemand dort in Tiegerweide die Rundschau lesen, wo Heinrich Neufeld (Malermeister) gewohnt hat, so bitte ich entweder in der Rundschau oder in einem Brief mir wissen zu lassen, ob er oder die Familie noch lebt und wo sie sich aufhalten. Ich habe schon mehrere Briefe geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Dank im Voraus.

(Auch hier ist es fraglich, ob durch die Rundschau etwas erreicht werden kann. Briefe sollten gewiß sicherer gehen als die Rundschau. Wenn man nicht die Rundschau für seine Verwandte dort bestellt, dann kann sie auch nicht dorthin kommen und ohne Bestellung und Adressen kann ich nirgends das Blatt hinsenden. Editor.)

Korrespondenzen.

Vereinigte Staaten

Montana.

* * *

Frazer, Mont., den 11. Nov. 1921. Lieber Bruder Winsinger sowie alle werten Rundschauleser, einen Gruß des Friedens zuvor! Weil von hier seit längerer Zeit kein Bericht für die werte Rundschau erschien und die Aufgabe als Korrespondent mir immer wieder ins Gedächtnis kam, und mich an meine Pflicht

und Schuldigkeit erinnerte, einen Bericht von hier einzusenden, so will ich heute dasselbe tun. Weil in letzter Zeit die Berichte in der Rundschau schon so spärlich waren, so war es mir beinahe schon so, ich könnte ja auch noch länger mit Schreiben warten. Doch das befriedigte mein Inneres nicht recht, sondern es mahnte mich nur immer mehr an meine Aufgabe, die ich als Korrespondent übernommen habe.

Der Winter ist wieder vor der Tür und bittet um Einlaß. Der Ofen, der fast jeden Tag mit Feuer unterhalten werden muß, um das Zimmer warm zu halten, zeugt davon. Letzten Sonntag auf Montag fing es an zu regnen und des Morgens, als wir aufstanden, blies der Wind Nordost und es fiel auch Schnee, doch nicht sehr viel.

Das Dreschen gehört auch wieder zur Vergangenheit und war das Ergebnis der Ernte wirklich ein gutes. Nur schade, oder wie man sich darüber ausdrücken soll, der Weizen ist doch wohl etwas zu billig im Vergleich mit dem, was der Farmer kaufen muß und das noch immer den alten Preis beibehält. Um den Weizen oder auch das andere Getreide zur Stadt zu bekommen, sind hier diesen Herbst recht viele Trucks gekauft worden, denn der Weizen mußte zur Stadt gebracht werden, wenn anders die gemachten Schulden sollten gedeckt werden,welche sich besonders anhäufen,wenn es eine guteErnte gibt. Da muß Raum für das Getreide gemacht werden und das Bauen kostet auch nur immer blos Geld. Binderschnur kostet es bei einer guten Ernte auch desto mehr auf den Acker. Die Drescherrechnung schnellt beim Dreschen auch bald zu sehr in die Höhe. Das alles zusammen, und bis alles unter Dach und Fach ist, gibt es eine kleine Schuldenlast. Wenn das Getreide dann noch so billig ist, dann hört man hin und wieder so kleine Farmerseufzer ausstoßen. In letzter Zeit ist der Weizenpreis bis 91 Cent herunter gegangen. Der höchste Preis war diesen Herbst wohl $1.25. Das ist dann aber alles No. 1 Weizen.

Was die Gesundheit betrifft, so ist dieselbe, soviel ich davon weiß, eine gute. Das Klima ist hier wirklich ein gutes, denn es sind hier nicht besonders kranke Leute. Doch kehrt der Tod hier auch zu Zeiten in einer und der anderen Familie ein, indem bei Jakob W. Martens vor ein paar Wochen das 8 Monate alte Baby starb.

Zum nächsten Sonntag, den 13. d. Mts. erwarten wir, Br. H. A. Neufeld in unserer Mitte zu haben um uns mit dem teuren Worte Gottes zu dienen. Möchte der treue Herr uns viel Segen schenken, denn an Gottes Segen ist alles gelegen. Das haben wir diesen Sommer augenscheinlich wahrgenommen, indem Er das Getreide wohl geraten ließ und Sein Segen ist auch dann nur erst zu erwarten, wenn Er denselben Seinem Worte beilegt.

Jakob M. Thießen.

Washington.

* * *

Monroe, Wash., den 10. Nov. 1921. Lieber Bruder Winsinger. Den teuern Gottesfrieden Dir, sowohl als allen denen, die die Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi lieb haben, zum Gruß! Amen.

Da nun schon wieder eine geraume Zeit vergangen, seit ich das letzte Mal etwas von hier schrieb, so will ich versuchen wieder einen kleinen Bericht von hier abzustatten. Der Gesundheitszustand im allgemeinen ist ziemlich gut. Das Wetter ist jetzt wieder abwechselnd Sonnenschein und Regen (aber viel mehr Regen als Sonnenschein). Die Temperatur ist sehr ebenmäßig, etwa 40 bis 60 F. Am Tag hat es noch nicht was gefroren. Aber weiter oben hat es schon ziemlich gefroren.

Seit meinem letzten Bericht hatten wir als Gemeinde folgenden lieben Besuch: Anfang September besuchte uns Br. H. B. Dirks mitsamt seiner Familie. Ihr Heim ist in Waldheim, Sask. Sie waren auf der Reise nach Los Angeles zur Bibelschule, wo Br. D. sich weiter vorbereitet für das Werk des Herrn, in welchem er schon etliche Jahre steht. Br. D. diente etliche Male mit Predigt. Am 7. Oktober hatten wir das Vorrecht, Br. J. H. Langenwalter, Prof. in Bethel College, Kans., unter uns zu haben. Er diente abends mit einer gesalbten Predigt. Lange wird uns noch im Gedächtnis bleiben, was er sagte. Am folgenden Tage fuhr er weiter nach Pratum, Oreg. zur Pacific Distrikt Konferenz. Am 21. Okt. besuchte Br. D. B. Hess, Supt. vom Sanatorium Alta Loma, Calif. uns. Der Bruder hatte sein früheres Arbeitsfeld im östlichen Washington besucht und hegte den Wunsch, auch „das Häuflein bei Monroe" kennen zu lernen. Auch er diente mit Predigt. Solche Besucher sind bei uns immer herzlich willkommen und ich möchte Predigerbrüder aufmuntern, wenn sie hier in der Nähe sind oder durchreisen, nicht am „Häuflein bei Monroe" vorbei zu gehen. Wir hatten auch die Freude, die lieben Geschwister J. H. Stucky von Stanford, Mont. in unserer Mitte zu begrüßen. Die Geschwister haben ihr Heim hier aufgeschlagen und zelten jetzt unter uns.

Die Versammlungen Sonntags und Werktags werden gut besucht und sind von großem Segen. Besonders sind die wöchentlichen Bibelstunden Taborshöhen. Dies ist ja auch so notwendig. In einer Zeit, wo, menschlich gesprochen, alles wankt und bricht, brauchen Gottes Kinder etwas, woran sie sich halten können und das ist das **Wort Gottes** denn es bleibt ewig. Nachdem wir eine Reihe von biblischen Grundlehren wöchentlich betrachtet hatten, haben wir nun mit dem Epheserbrief begonnen. Haben soweit 2 Lektionen gehabt, aber schon gesehen, welche Alpenhöhen und Minentiefen in demselbigen sind. Zum Schluß nochmals herzlich grüßend mit dem Gebet des Apostels Paulus. Eph. 1, 15—23.

Euer Mitbruder in Jesu

J. D. Buller, Korr.

* * * * * *

Canada.

Manitoba.

* * *

Winkler, Man., den 13. November 1921. Werter Br. Winsinger! Wir sind in unsrer Umgegend hier vom einkehrenden Winter ereilt werden, deshalb heißt's: mache dich fertig, damit du wenigstens in der kalten Zeit am trauten heimatlichen Orte weilen kannst, wo dich die harten Unbille des gestrengen Winters nicht schaden dürfen. Habe es eigentlich in der Gegenwart ziemlich drock. Da unsere soweiligen Verhältnisse d. h. in wirtschaftlicher Hinsicht, sehr beschränkt und auch, ökonomisch beurteilt, ziemlich ärmlich sind — so bin ich auch vom Strudel der heurigen lückenhaften Zeit dermaßen in Mitleidenschaft gezogen worden, daß man einfach sagen muß: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen — und wir warten immer auf Hilfe von den Bergen, von denen die weittragendsten Geschicke aller Völker und auch jedes Einzelnen gelenkt werden. Da ich auch heute, Sonntag, zur Kirche gehen will, möge der Br. Editor mit meinem wenigen Erlauschten fürlieb nehmen, denn ich bin dermaßen von der gestrigen Arbeit angegriffen, weil ich wieder umsiedele, daß für diesmal nur wenig in den Spalten der l. Rundschau Raum finden kann. So wie gewöhnlich oder oft dienten zwei Brüder im Gottesdienste mit dem Worte, beide lehnten sich an Ps. 23: Der gute Hirte. Welche Tiefe, welcher Sinn liegt doch in dem weittragenden Inhalte desselben. Mancher liest vielleicht oberflächlich dieses kurze Kapitel, ohne Berücksichtigung des schrankenlos vielseitigen Gewandes das zielbewußt manches traurige Herz schon aus vielen beängstigten Lagen unsers Lebens zur höhern göttl. Freude gehoben, ja die Lehre dieses Kapitels predigt jedem Mitwanderer nach Zion noch: auch wenn man in sehr dunkle Zeiten gerät, daß unser Oberhirte die Fluren, worauf man wandelt, ob nun dunkle Täler, ob verwickelte verstrickte, für uns undurchdringliche Straßen, woran schon mancher fast, oder etliche sogar völlig zu Grunde gingen — so hat unser Seelenhirte, suchende Seelen doch immer alle die Ihn um Hilfe baten, ruhig durch die Wirrnisse dieses Lebens hindurch geführt nach jenem Ruheport, wo ewiges Heil auch Glückseligkeit strahlen wird. Ja, der Meister, dem David das Lob dieses Ps. spendet, bereitet uns einen Tisch im Angesichte unserer Feinde, und salbt unser Haupt mit Oel und schenkt uns voll ein. Endgiltig werden uns, die wir Christum in allen Lagen unsers Lebens suchen, Gutes und Barmherzigkeit folgen unser Leben lang. Und wir werden bleiben im Hause des Herrn immerdar. Schön und mutig ge-

stärkt verließ ich den Ort der Erbauung und ging erfreut am innern Menschen meinem Hause entgegen. Dein treuer Freund und Mitarbeiter:

P. H. Penner.

* * * * * *

Saskatchewan.

* * *

Hague, Sask. 2. November 1921. Ich will einmal versuchen, einen kleinen Bericht von hier einzusenden. Zuerst wünsche ich dem Editor und allen Lesern Gesundheit und Gottes reichen Segen; denn wir haben es hier in unserer Umgegend dieses Jahr auch wieder reichlich erfahren dürfen, daß Gottes Segen auf uns gekommen ist, indem er uns Regen zur rechten Zeit für unsere Ernte gegeben hat, so daß es eine reiche Ernte zu nennen ist, dem Herrn sei vielmal Dank dafür. Muß denn noch berichten, daß wir den 8. Oktober ein Telegramm bekamen, daß meine liebe Mutter in Manitoba, Reinfeld, wohnhaft, gestorben war, aber es kam uns schon nicht ganz unverhofft, denn sie war schon lange leidend, und konnte die letzten Wochen keine Nahrung zu sich nehmen. So machten wir uns gleich auf und fuhren denn hin, kamen den 10. Okt. dort an, und den 11. wurde Begräbnis. Es hatten sich viel Freunde und Bekannte eingefunden, an diesem Trauermahle teilzunehmen. Sie ist alt geworden 83 Jahre und 9 Monate, sie hat ein hohes Alter erreicht, aber sie war auch schon lebenssatt. Darum ist ihr die Ruhe schon sehr zu gönnen, denn sie hat noch bisweilen sehr schwer zu leiden gehabt und oft und viel gebetet, und noch ihre Kinder, die zugegen gewesen sind und sie bedient haben bis an ihr Ende, oft ermahnt, mit ihr zu beten. Wir können jetzt fest hoffen, daß der liebe Gott ihre Gebete erhört hat, und sie zu sich genommen hat, wo ewige Freude und Wonne sein wird. Sie hat alle ihre Geschwister in Rußland, ein Bruder, Jacob Lehn, wohnt in Orenburg. Sollte die Rundschau vielleicht schon bis Rußland gehen, und vielleicht noch von ihren Freunden jemand sie lesen, so muß ich noch ihre Herkunft berichten. Meine Mutter war eine geborene Katharina Lehn von Süd-Rußland, Neuenburg und war verheiratet mit Abram Peters, herstammend aus Neuendorf Rußland. Der Vater ist schon 27 Jahre tot. jetzt werde ich denn zum Schluß eilen. Noch einen herzlichen Gruß an den Editor und die Leser. Sende noch eine Gabe für die Waisenkinder in Jerusalem, das Syrische Waisenhaus.

Von Eva Friesen.

(Herzlichen Dank für Gabe. Habe Quittung gesandt. Editor.)

* * *

Main Centre, Sask. 10. Nov. 1921. Gnade und Friede von Gott dem Vater und unsern Herrn Jesum Christum: Das waren die Begrüßungs-Worte Br. Johann P. Wieb's auf dem Erntedankfest. Ich denk es ist wichtig genug, solches nachzuholen, wenns vergessen. Wünsche dem Editor, Arbeiterpersonal und Lesern dieselben Worte zum Gruß. Donnerstag, den 3. Nov. war Hochzeit im Versammlungs-Haus der Br. Gemeine zu Main Centre. Die Braut war Anna, die Tochter der Geschw. Gerhard Ungers. Der Bräutigam Johan, Sohn der Geschw. Joh. P. Wiebe. Eingeladen waren alle, die allgemein hier die Versammlungen besuchen und nach etliche speziell. Da das Wetter schön war, waren viel Besucher. Fest-Redner waren H. P. Janz, W. Bestvater und Johann P. Wiebe. Letzterer hat die Trauhandlung vollzogen. Da Schreiber dieses nicht zugegen war, kann ich die Schriftabschnitte nicht angeben, über die gesprochen worden.

Nach der Trauhandlung wurde Vesper gehalten. Da Schreiber dieses nicht auf dem Fest sein konnte, weil er das Telephone zu bedienen hat, wurde ihm samt Frau doch **etwas** von dem Guten und Süßen zugesandt, erwidern das mit Dank. Abends war ein reichhaltiges Programm, und da man mit demselben nicht durchkam, wurde Freitagabend Fortsetzung gemacht, wo auch Br. Bestvater noch eine Ansprache gehalten.

Freude wechselt hier mit Leid. Schwester Heinr. Görzen war Ausgangs Okt. und Anfangs Nov. sehr krank. Es wurde Dr. Funk von Herbert ein paarmal Nachts per Phon gerufen und war nicht zu wissen, nach welcher Seite es gehen werde, scheint aber langsam zu bessern. Ursache der Krankheit war Nierenleiden. Schwester Aron Cornelsen, die schon eine Zeitlang leidend war, fuhr nach Winnipeg ungefähr 2 Wochen zurück, am 3. Nov. telegraphierte sie an ihren Mann, daß er ohne Säumen solle nach Winnipeg kommen, sie sollte den 4ten Morgens operiert werden. Er folgte dem Ruf. Da er hingekommen, war die Operation schon geschehen und ließ nicht sehr gut an, hat sich aber zum bessern gewandet, daß er jetzt nach einer Woche schon wieder daheim ist. Heinrich Hoffmanns erhielten vor etlichen Tagen ein Telegramm von Henderson, Nebraska, daß ihre Mutter und auch ihre Schwester sehr krank seien und sie sollten so bald wie möglich hin kommen. Der Bruder telegrafierte darauf zurück, daß, wenn sie ihnen etwas zu Hilfe kämen mit Reisegeld, dann würden sie kommen. Nun erhielten sie heute wieder ein Telegramm, daß sie in der Bank auf eine angegebene Summe Anspruch machen sollten und kommen. Schnell wurde fertig gemacht, der Schnellzug bestellt und in kurzer Zeit sind sie am Krankenbett ihrer Lieben. Auch Schwester Tob. Schmidt von Hepburn, die hier Kinder und Freunde besuchte, gesellte sich zu ihnen bis Moose Jaw heimwärts. Das Wetter scheint mehr sich winterlich gestalten zu wollen. Morgens 5—7 Gr. R. . kalt, Heute Nacht regnete und schneite es etwas. Correspondent

David Fröse.

* * * * * *

Osler, Sask., im November 1921. Werter Editor! Da die arbeitsreiche Zeit vorüber ist, bekommt man wieder mehr Zeit und Lust zum Schreiben. Der Winter hält seinen Einzug in diese Gegend. Sonntag, den 6. November fing der Frost an so streng zu werden, daß sich das Pflügen aufhört und am 10. November war des Morgens ein Zoll Schnee. In der Nacht vom 11. auf den 12. kam wieder mehr Schnee dazu, aber nur wenig Frost. Es wird alle Tage sehr bereit gemacht für den 6 monatlichen Winter, den wir in dieser Gegend haben. Der eine fährt Brennholz, der andere Stroh zu Futter und der Dritte holt sich Kohlen von der Stadt. . Wir sind hier sehr froh und dankbar, daß wir Futter und Nahrung genug haben. Wenn man die haarsträubenden Berichte über Rußland in den Zeitungen liest, wie die Leute dort hungern müssen, und vor Hunger sterben, dann denke ich oft, es könnte von unserm reichgedeckten Tisch, wo wir uns alle Tage satt essen, noch viel übergelassen werden für die Hungernden in Rußland. Aber all das Denken hilft nicht, mann kann es ihnen nicht zukommen lassen. (Aber gewiß kann man ihnen viel zukommen lassen, wenn man ihnen Food Drafts schickt, die werden zu jeder Zeit mit Freuden angenommen und gerne befördert. Editor).

Hier in Osler wurde Montag, den 7. eine Karlod Aepfel unter die Farmer verteilt. Johann Wieler war der Eigentümer der Aepfel, es dauerte nur bis Dienstag mittag, dann war die Kar ausgeladen. Es waren verschiedene Sorten Aepfel und demnach war der Preis. Der höchste Preis für ein Faß war über 9 Dollar. Die Aepfel waren von Ontario, und weil die viel besser sind als die von B. C. so finden sie auch einen besseren Absatz.

Es sind auch zwei Karlod Schweine hier in unserer Gegend verkauft. Am 7. November wurde in Hague eine Kar ausgeladen und verkauft zu 9c. das Pfund Lebendgewicht und Montag, den 14. wurde in Osler eine Karlod verkauft, auch zu 9c. das Pfund. Da es hier drei Jahre hintereinander wenig Futter gab, konnten die meisten Farmer nicht Schweine halten. Dies Jahr hat es reichlich Futter gegeben und Geld ist auch mehr unter den Farmern und so nimmt es nur einen halben Tag, bis eine Kar Schweine vergriffen sind. Wir Mennoniten können uns nicht ohne diese Schweine helfen. Wenn Du, Editor, nicht so weit ab wärest, dann schickte ich Dir mal ein Stück Rippspeer und eine Leberwurst, aber ich hoffe, wenn Dir nach so was hungert, bekommst Du es in Deiner Nähe genug. (Danke für den guten Willen. Ja, man kann es hier auch schon bekommen, aber wohl nicht so billig. Editor.)

Es gibt hier zur Zeit viele Verlobungsfeste und Hochzeiten. Sollte ich all die Namen der Neuvermählten bei Dir einschicken, daß sie die Rundschau als Poltergeschenk ein Jahr frei erhielten, wie Editor Wiens es seiner Zeit mal in der Rund-

schau bekannt machte, ich glaube, es würde Dir viel vorkommen und so werde ich es lieber nicht tun. (Es wäre mir sehr lieb, wenn Du es tun würdest, denn es ist damit noch immer so, wie es früher war. Oder wenn die Neuvermählten selber ihre Adressen einschicken, dann würde ich ihnen auch die Rundschau schicken, auch den Jugendfreund. Editor.)

Sonntag, den 30. Oktober war in Chortitz Begräbnis. Johann Schapansky hat sein l. Weib müssen abgeben. Freitag, den 28. wurde die Frau von ihrem Leiden erlöst. Sie ist alt geworden 51 Jahre und etliche Monate. Ihre Krankheit war Lungenleiden. Es fing mit Husten an und sie hat auch müssen husten bis an ihr Ende. Sie wird betrauert von ihrem Gatten und 7 Kindern, aber nicht als solche, die keine Hoffnung haben. Sie ist im festen Glauben von hier abgeschieden, ein besseres Jenseits zu finden. — Am 6. November war wieder Begräbnis beim Farmer G. Friesen. Die hatten eine ledige Jungfrau in der Pflege und die ist da auch gestorben. Sie wurde gewöhnlich nur Stumme Annchen genannt, weil sie ihre ganze Lebzeit stumm gewesen ist. Sie ist alt geworden 84 Jahre. Sie ist in den letzten Jahren auch noch blind gewesen, es hat schlecht gegangen, sich mit ihr zu verständigen. Wenn solche Seelen hier abscheiden, denen werden nicht Trauertränen nachgeweint, sondern Freudentränen. — Es werden nun wieder viel Besuche gemacht. Von Manitoba kommen Freunde her zum Abschied und von hier fahren hin zum Abschied nehmen von Eltern und Geschwistern. Es soll im Frühjahr 1922 eine große Auswanderung stattfinden nach Mexiko, deswegen wird schon viel zum Abschied gefahren. Von Swift Current und von Manitoba wollen diesen Monat noch etliche Züge mit Auswanderern abfahren. Ich wünsche den Lesern alles Beste. Mit bestem Gruß verbleibe ich Euer in Liebe verbundener

J. Martens.

* * * * *

Todesanzeigen.

* * *

John Schröder. John Schröder Sr., ein Pionier von Turner County, ging am Freitag, den 7. Oktober 1921 nach einem zweimonatlichen schweren Leiden im Hause seines Sohnes in Dolton, S. D. ein in seine ewige Heimat. Er wurde am 28. August 1835 in Graudenz, Deutschland geboren und erreichte ein Alter von 86 Jahren, einem Monat und 8 Tagen. Am 28. August 1862 trat er mit Sarah Tiart in den Ehebund und sie lebten in dieser Ehe 46 Jahre, 7 Monate und 11 Tage. Ihnen wurden 8 Kinder geboren, von denen 4 dem Tod vorgan gingen.

Am 2. Januar 1871 verließen sie Deutschland und wanderten aus nach Amerika. Sie landeten in New York am 19. Februar 1871. Bis zum Jahre 1874 wohnten sie in Michigan. In diesem Jahre zogen sie nach Süd Dakota, wo sie seither wohnten.

Drei Söhne, eine Tochter, 24 Großkinder, 48 Urgroßkinder und eine große Anzahl Freunde betrauern den Dahingeschiedenen. Die Begräbnisfeier wurde am Sonntag nachmittag in der Dolton Unionkirche gehalten. Viele Besucher nahmen teil am Begräbnis. Auf dem Rosehill Friedhof wurde der Verstorbene bestattet. Von den Kindern konnten die Folgenden an der Feier teilnehmen: Die Söhne Leonard Schröder und John T. Schröder und ihre Familien und drei andere Großkinder von Rosenfeld, Martha, Theodor und Willie Vogt. Wegen der großen Entfernung konnten die andern Kinder, Wm. Schröder von Montana und Frau Maria Schmidt von Oregon und die Großkinder und Urgroßkinder von Canada und Oregon nicht zugegen sein.

Prediger Jacob A. Thießen hielt in der Kirche die englische Predigt und Prediger J. Ratzlaff predigte Deutsch. In der Kirche und am Grabe wurden verschiedene Lieder gesungen. Prediger D. D. Engbrecht sprach am Grab und schloß die Feier mit Gebet.

In seiner Jugend wurde John Schröder Glied der Mennoniten Kirche und er war ein sehr tätiges Glied derselben. Er war lange Jahre Sonntagschul Superintendent und leitete als solcher die erste Sonntagsschule in der Bethel Kirche. Er war treu im Glauben bis an sein Ende. Von Beruf war er Schreiner, über 60 Jahre.

* * * * *

Hillsboro, Kans., den 15. November 1921. Werter Editor und Leser! Will etwas von dem Begräbnis des hier so geliebten David Regier schreiben. Vielleicht werden auch andere davon schreiben, aber das wird ja auch nicht zum Schaden sein. Vielleicht kann ich den Verlassenen mit diesen Zeilen eine Liebe, und mein innigstes Mitgefühl beweisen.

Donnerstag, den 10. November sammelte sich eine so große Menschenmenge in der großen Kirche an, daß nicht genug Sitzplatz war und manche stehen mußten. Ehe der Sarg hereingebracht wurde, sang die Gemeinde Lied No. 545, Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? Dann kamen sie mit dem Sarg, der von liebenden Händen mit Blumen geschmückt war. Als die liebe Witwe mit ihrer Kinderschar und Geschwistern hereinkamen, wurde wohl manches Auge naß. Manch einer wird wohl in der Minute ein Gebet zum Thron der Gnade geschickt haben um Stärke und Kraft für die Hinterbliebenen. Dann wurde Lied 435 gesungen, der erste, zweite und sechste Vers, Es ist vollbracht. Auf Wunsch des Verstorbenen wurde dann noch das ganze Lied 560 gesungen, Laß mich gehn.

Prediger P. C. Hiebert von Hillsboro machte die Einleitung mit Offenbarung 21: Und ich sahe einen neuen Himmel. Er sagte, hier sei uns das himmlische Jerusalem so schön geschildert, hier würde kein Tod noch Leid noch Geschrei noch Schmerz mehr sein. Dan erzählte er, wie der liebe Bruder so in der Arbeit gestanden habe bis an den Tod und wie er hier nun alle Arbeit, die er für den Herrn getan, hat hinlegen müssen. Wo immer es galt, am Werk des Herrn zu helfen, da half er. Besonders rege beteiligte er sich an der Evangelisation Rußlands. Wie die Zeit für ihn gekommen ist, alles hinzulegen, so wird sie auch für uns kommen. Dann hielt er ein Gebet, das tröstend in die Herzen floß.

Nun folgten die ernsten Leichenreden. Aeltester P. H. Richert von Tabor hatte zum Text Josua 21, 44 und 45: Und der Herr gab ihnen Ruhe von allen umher, wie er ihren Vätern geschworen hatte. Und es fehlte nichts an allem Guten, das der Herr dem Hause Israel geredet hatte, es kam alles. Er schilderte die Lebensgeschichte der Kinder Israel, des Volkes Gottes und wie auch wir uns zu Gottes Volk zählen, so habe auch dieser liebe Bruder dazu gehört. Wie es hier heißt, Er gab ihnen Ruhe, so ist auch dieser verstorbene Bruder zu seiner Ruhe eingegangen. Diese Ruhe ist eine Gabe Gottes, ein Geschenk. Wenn wir ihn jetzt fragen könnten, würde er sagen: Denkt nach über diese Ruhe. Jeder Ruhetag, ja, jeder Sonntag predigt uns: Es ist noch eine Ruhe vorhanden. Was der Herr den Kindern Israel verheißen, daran fehlte nichts, was er ihnen nicht gab. Nicht Josua, sondern der Herr brachte sie zur Ruhe. Denn wenn Josua sie hätte zur Ruhe gebracht, würde er nicht von einem andern Tage gesagt haben. Wir, die wir glauben, werden eingehen zu dieser Ruhe. Aber dieser Glaube muß wachsen. Der Herr erzog sich die Kinder Israel zum Glauben, er führte sie Schritt für Schritt. Im Glaubensgehorsam mußten sie anfangen, als er sie aus dem Diensthause führte. Er führte sie durchs rote Meer, das Wasser teilte sich, sie gingen trocknen Fußes hindurch. Immer weiter ging es, bis sie nach Jericho kamen und die Mauern fielen, als die Posaunen geblasen wurden und bis sie das Land Kanaan einnahmen. Dieser Bruder hat auch im Glaubensgehorsam gestanden, im Glauben gelebt und gearbeitet und hat fest gestanden im Glauben. Wir sollen Fleiß tun, unsere Berufung fest zu machen. Niemand kann feststehen, der nicht seinen Fuß auf den Gnadenboden stellt. Die letzte Ruhe wird dann sein, wenn wir ewig bei dem Herrn sind. Dann erzählte er noch, wie der Bruder Regier davon gesprochen habe, wie es in der heutigen Zeit oft so leicht genommen werde mit der Wiedergeburt, daß wir Glaubensstärkung brauchten und der Glaube kann nicht anders als wachsen. Wenn wir glauben, werden auch wir eingehen zur ewigen Ruhe. Je mehr wir kämpfen, desto fester stehen wir. Dann sang ein Männerquartett.

Aeltester P. H. Unruh sprach über Josua 3, 11: Siehe, die Lade des Bundes des Herrschers über alle Welt wird vor euch her gehen in den Jordan. Auf Wunsch der Familie nahm er es kurz in

Englisch. Dann sprach er noch in Deutsch, wie die heilige Schrift uns doch so herrliche und wahre Geschichten bringt und so viele schöne Verheißungen. Dieser Bruder hat sie stets hoch gehalten. Zu seiner Gattin hatte er noch einige Wünsche ausgesprochen, auch in Bezug auf seine Leichenrede. Da habe er gesagt: Aber predigt nur allein von dem seligmachenden Evangelium. Oft hat er Gebetserhörungen gehabt, nach dem Worte des Herrn: Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das werde ich tun. Dann führte er uns vor die Seele, daß im alten Bunde keine Versöhnung ohne Blut geschehen konnte. Jesus ist durch sein eigenes Blut eingegangen und hat eine ewige Erlösung für uns erfunden. Einige Tage vor seinem Sterben sagte der Bruder: Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehen, wenn ich zum Himmel werd eingehen. Weiter führte er aus, daß dieses Blut für uns reden muß und daß es unser Bürgerpapier ist. Er erwähnte auch noch davon, daß die Priester das Wasser mit ihren Füßen berühren mußten, ehe die Kinder Israel hineingehen konnten. Dann sprach er so ernst von der Todesstunde. Aber wir können immer denken, Jesus geht mit hinein. Onkel Regiers Tod kam so schnell, wohl in 10 Minuten. Er rief: Mein Gott und sein Haupt sank auf seine Brust. Gott hat ihm hindurchgeholfen und wenn wir uns an Jesum halten, wird er auch uns hindurchhelfen. Wir können unsere Hoffnung getrost auf Gott setzen. Noch einen sehr wichtigen Gedanken hob er hervor: Als Israel an den Jordan kam, war er an den Ufern voll und wenn der Jordan voll war, war er ein reißender Strom und niemand konnte wagen, hinüberzusetzen. Dann ermahnte er uns noch, unsere Erwählung fest zu machen, welches geschieht durch Gnade. Wir sollen nicht vergessen, Gutes zu tun und sollen uns zubereiten lassen für die ewige Heimat.

Dann sang wieder das Männerquartett. Nun verlas der Aelteste das Lebensverzeichnis. Alt geworden 62 Jahre, 11 Monate und 8 Tage. Prediger Harder, Hillsboro, sprach das Gebet und der Aelteste sprach den Segen. Die Gemeinde sang das Lied 547: Es ist noch eine Ruh vorhanden.

Die Leiche wurde nun in den Gang gestellt und alle, die vorbei gingen, konnten noch den letzten Blick werfen auf den, der hier durchgekämpft und seinen Lauf vollendet hatte. Er predigte uns allen noch mit stummen Lippen: Bestelle Dein Haus, denn Du wirst sterben. Es nahm lange, bis alle ihn gesehen hatten. Nach dem Kirchhof konnte ich schon nicht, es war mir schade, wir mußten heim. So kann ich darüber weiter nicht berichten. Ich sah noch einen langen Zug nach dem Friedhof gehen. Welch feierlicher Gang!

O selig ist, wer also stirbt,
Der wird nicht ewig sterben;
Durch Christum er die Kron' erwirbt
Und Recht zu Gottes Erben.
Wer also gläubig übergeht
Auf dem Gesetz und Fluch nicht steht,
Dem Christus bleibt sein Leben.

Helena Warkentin.

(Fortsetzung von Seite 7.)

Liebe umprägen, und als Licht leuchten lassen. Wer selbst sich ewig in Splitterrichterei geübt, der behält Balken im Auge und sieht seine eigenen Unvollkommenheiten nicht. Wie wollen wir der Welt, die in Zwietracht liegt, den Frieden, die Hilfe bringen, die wir selbst nur den faulen Frieden des Laß mich in Ruh, — und nicht den Frieden des gegenseitigen Lastentragens geübt haben! Darin können wir von den Quäkern viel lernen und wir wollen uns nicht schämen, bei ihnen in die Schule zu gehen.

Und nun noch ein Fehler von den vielen, die gemacht werden mögen. Es ist ein Fehler, zu glauben, daß die Quäker keine Fehler machen. Wir, die wir hier die Segnungen der Quäkerhilfsmission dankbar empfangen, sehen auch genug Fehler, — z. B. daß die Food-Draft-Pakete viel teurere Lebensmittel enthielten, als sie für das Geld hier zu kaufen gewesen wären. Oder das bei den Schulkinder-Speisungen viele Kinder gespeist werden, die es nicht nötig haben, und viele nicht bekommen, die sehr elend sind. Aber solche Fehler werden überall vorkommen, solange diese Welt und wir Menschen unvollkommen sind. Gewiß wäre es ein Fehler, wenn nur Mennoniten unterstützt würden, — aber noch größer der Fehler, wenn man z.B. die Mennoniten in C—pel mit Rückzahlungsverpflichtungen unnötig die Zukunft verdunkelt. Als wenn nicht jeder anständige Mennonit Unterstützungen zurückzahlen würde, sobald er in der Lage dazu ist! Aber das Mißtrauen, und immer wieder das Mißtrauen! Und noch einmal, — der größte Fehler ist, — zu meinen, — das andere fehlerlos sind, und nicht auch Fehler machen.

Darum, Mennoniten, tut selbst, was ihr tut! Glaubt nicht, es genügt, wenn ihr euer Geld gebt, — euer Interesse, euer Herz muß dabei sein. Dann werdet ihr dafür sorgen, daß Licht unter euch selbst sei, nicht nur Freiheit und Wohlstand, und dann werdet ihr selbst ein Licht in der Welt sein, und es hinaustragen, daß es vor den Menschen leuchte.

Ein Beobachter in Deutschland.

* * *

Bethania, am 17. 7. 1921.

Meine liebe Schwester! — Erhielt gestern Deinen Brief vom 10. 6., der ist wirklich nicht lange unterwegs gewesen, — etwas über einen Monat. Ach, liebe Schwester, Du tust mir so leid, daß Du es so schwer hast, und Dich so schrecklich grämst. Es fiel mir furchtbar schwer, Dir die Trauerbotschaft zu schicken, aber einmal mußtest Du es doch erfahren, wenn nicht jetzt dann später. Ach, Käte wollen nicht über die Verstorbenen trauern und sie zurückwünschen in dieses Jammertal, — glücklich der Mensch, der es über ist. Für die Hinterbliebenen ist es ja sehr schwer, ja, zur Zeit fast zum Verzweifeln, aber ein Blick nach oben, und die Last ist leichter, die man zu tragen hat. Wir müssen jetzt einfach Gott danken, daß unsere Lieben haben eines solchen Todes sterben können, ach wie viele, viele, sind durch Mörderhand gefallen, einfach schauerlich, wenn man daran denkt.

Im Winter 19—20 ging es fürchterlich her bei uns, bis 80 Menschen wurden in einen Brunnen geworfen, und die mußten da jämmerlich ertrinken, — oder in einem Dorfe wurden alle Mäner, ca. 80. in einer Nacht ermordet, und die Frauen fast alle vergewaltigt, es ist harsträubend, wenn man daran denkt. Wie schrecklich wäre es gewesen, wenn Johann auch eines solchen Todes gestorben wäre. Schrecklich haben sie nach ihm gesucht, Gott aber hat es nicht zugelassen. Und wie tröstend ist es, daß wir Gewißheit haben, daß unsere Lieben dort aufgehoben sind, wo kein Schmerz keine Tränen mehr sind. Und mit was für einem Glauben Johann heimging, es war rührend zu sehen und zu hören, wie er sich an Jesum hielt. Wenn er die Kämpfe aufs schwerste hatte, und Mama an seinem Bette betete, dann sagte er ganz freudig, trotz der großen Schmerzen, die er hatte: Ich halte Jesum so fest, aber er hält mich noch fester. Er läßt mich nicht, und bald, bald bin ich es über, aber dann verzagt nicht, haltet euch an Jesum, der wird euch auch halten. Dieses sind Johannes letzte Worte, ja es ist mir, als höre ich sie heute noch, wenn ich mich ganz verlassen fühlen. Also, Käte, daran wollen wir uns halten, und auf Jesum vertrauen. Der wird uns überall das Schwere, daß Er uns auferlegt hat, tragen helfen. Wollen also unsern Lieben die Ruhe gönnen. Und liebe Schwester, sorge Dich nicht mehr um uns, denn es geht uns verhältnismäßig gut, Du schreibst nichts, aber ich lese zwischen den Zeilen. Du leidest und opferst dich auf, alles unserthalben, aber meine Liebe, tu das nicht, beruhige Dich, denn tatsächlich, es geht uns ganz gut. Wäre es möglich zu machen, wir würden Dir eine schöne Poselka mit recht schöner Butter und Suchari schikken, die wirst Du wohl lange nicht gegessen haben, — seit Du von Hause wegfuhrst. Armes Kind, was ist von Dir übergeblieben, warst damals schon ein Skelet, und jetzt, da Du Dir das Essen vom Munde gespart hast, wie siehst Du jetzt aus? Wie schön ist es doch. das Wanja am Leben ist. Wenn die Polen ihn doch loslassen möchten, damit der arme Junge nach Deutschland könnte. Wie glücklich aber wird Wania sein. wenn er erst endlich in Deutschland sein wird. Dann würdest Du Dich nicht so einsam fühlen. Wenn es möglich wäre. ich legte mich ins Couvert, um so nach Deutschland zu kommen. Du weißt nicht, wie ungeduldig ich schon bin, wie gerne ich zu Dir möchte, und dann endlich einmal, wonach mein ganzes Streben ist, als Schwestern

zu lernen. Aber es ist schrecklich, wie einem die Geduld auf die Probe gestellt wird. Thiessens Wanja will so schnell wie möglich nach Deutschland kommen. Er hat sich hier als Reichsdeutscher einschreiben lassen, aber ob das bei euch giltig ist, daß ist eine große Frage.

Bei uns zuhause hat sich auch vieles verändert, Katja und Isaak haben Pfingsten Hochzeit gehabt. Ich habe die beiden bewundert, wie sie noch den Mut hatten, sich zu verheiraten, — bei dieser Zeit. Du wirst Dir Isaak als jungen Ehemann nicht denken können. Er sieht aber ganz altnasig aus. Sie sind sehr glücklich, und das ist ja die Hauptsache. Heinz ist in Alexandrowsk, jetzt Saporoshje, als Lehrling, eingetreten. Der Junge ist glücklich, daß er einmal aus Sewastopol draußen ist. Gregor soll mit den Freiwilligen in die Türkei gegangen sein, und wir hoffen, er befindet sich dort. Von Jasch haben wir Nachricht, — er sei unter die Petljurowze gegangen. Zuhause wandern sie schon alle im Geiste nach Amerika. Es ist doch sehr nett von unsern Verwandten, daß sie uns mithelfen wollen. Ich aber möchte doch zu Dir nach Deutschland, und mein liebes Kätchen, versprich mir und befolge meinen Rat, bleibe ja nur da, denn hier, — das ist kein Leben. Nächstens schreibe ich Dir einen plattdeutschen Brief, da kann ich mich wohl so ausdrücken, wie ich möchte. Behüt Dich Gott, bis wir uns in Deutschland wiedersehen. Du aber bleibe, wo Du bist. In treue Liebe, deine Grete.

Teure Käthe, — da ich den Brief noch nicht abgeschickt habe, werde ich noch etwas schreiben. Ich lege ein Blättchen von Camilla bei, — bist so freundlich, und schickst es ihren Brüdern zu. Unsere Deutschen haben wieder aus Deinem Briefe Hoffnung gefaßt. Es geht mit uns gerade so, wie mit dem Ertrinkenden, der sich an einen Strohhalm klammert. Jetzt wird wieder von neuem von einer Auswanderung gesprochen, aber ich kann da wirklich nicht an glauben. Möchte Gott bald geben, daß wir wohin kämen, wo wir in Ruhe und Frieden leben könnten. Danja tritt in diesem Jahr ins Seminar. Er will jetzt auch als Lehrer lernen, damit er später selbstständig arbeiten kann. Mutter ist schon ganz traurig, daß die Familie zum Winter so klein wird. In diesem Winter wird es überall sehr traurig sein. Es ist bei uns eine Mißernte, es gibt einfach garnichts. Brot kostet hier von 3000—4000 Rubel das Pfund. Jetzt denk mal, wie soll ein Arbeiter, der nur 13000 Rubel monatlich Gage bekommt, leben, wenn das Mehl bis 100.000 Rubel das Pud kostet? Ich weiß wirklich nicht, wo ich anfangen soll, zu erzählen. Na, ich muß aufhören, zu schreiben, denn es ist Zeit Mittag zu kochen. Bin mal. . . .

Isaak Thiessens sind nach Alexandrowsk gefahren, und so bin ich mit Tante Grete allein zu hause. Lade Dich zu Mittag ein, haben wunderschöne grüne Schabeln na, hoffentlich kommt noch einmal die Zeit, wo wir uns wiedersehen, aber dann laß ich Dich nicht mehr fort. Mit meiner letzten Bitte komme ich noch: Komm ja nicht zu uns, — Du wirst es dann bitter bereuen. Noch Gott befohlen — es grüßt und küßt Dich, — Deine Grete. . . . . .

Teure Käthe, was machst Du für Sachen? Kommst Du wirklich her? Ich sandte 14 Tage zurück Dir einen Brief, daraus wirst Du schon sehen, daß ich in Bethania als Pflegerin arbeite. Es wird Dir wohl wunderlich sein, daß ich hier bin, ich habe aber Gründe dafür, und dann ist auch Zuhause ein Esser weniger, und ich brauche in freier Zeit nicht immer am Spinrad zu sitzen, ich hatte im Frühjahr schon Rheumatismus vom vielen Spinnen im Knie. Jasch soll wieder von den Jungens losgekommen sein, und ist unter die Petljurowze gegangen, das ist die letzte Nachricht, die wir von ihm bekommen haben. Gregor war im verflossenen Sommer mit den Weißen in Alexandrowsk, — er wollte nicht zurückbleiben, weil er nur gute Tage mit ihnen in den Feldzügen mitgemacht hatte. . . .

* * *

Chortitza, am 21. August 1921.
Meine liebe geliebte Schwester:

Lange, lange ist es her, daß wir uns nicht gesehen haben und weil so schrecklich viel in dieser Zeit vorgegangen ist, läßt einem die Zeit der Trennung noch viel länger erscheinen. Wie und was hier vorgeht bei uns, werdet Ihr wahrscheinlich durch Zeitungen erfahren, aber es wird nicht der zehnte Teil davon darin sein, wie es speciell den Mennoniten ergangen ist. Dieses ausführlich zu berichten, würde mir wohl schriftlich unmöglich sein (Du weißt ja, weshalb) und im wahren Sinne des Wortes „Unbeschreiblich." Ich hoffe noch immer, Euch, meine Lieben, alle, die Ihr dort in Sicherheit seid, noch einmal wieder zu sehen. Was in unserer Familie und Verwandtenkreis vorgegangen, will ich Dir, so gut es geht, berichten. Ihr habt vielleicht auch schon vieles durch andere erfahren.

Ich bin gegenwärtig in Chortitza auf eine Woche auf Besuch. Zum ersten Male in dieser ganzen schrecklichen Zeit von dem einsamen Blißneze weg, wo ich die ganze Zeit nichts oder wenig von meinen Verwandten gehört habe. Vielleicht weniger, als Ihr dort. Hier habe ich auch von Euch etwas erfahren und das Tinchen dort glücklich angekommen sein soll. Von ihr erhielten wir eine Karte aus Noworossijsk und seitdem nichts mehr. Ich habe vor 4 Monaten an sie geschrieben, — nach ihrer alten Adresse, — weiß aber nicht ob sie den Brief erhalten hat. Ja, nun will ich Euch also berichten wie es mir geht. Daß Wilhelm im vorigen Jahre am 19. Februar gestorben ist, werdet Ihr wohl schon erfahren haben? Meine Lage in Folge dessen bei dieser schweren Zeit könnt Ihr Euch schwerlich vorstellen! Wie uns dieser Schlag getroffen hat, ist wohl schwer wiederzugeben, müßt Euch da selbst hineindenken! Er starb an Flecktyphus, woran wir alle darniederlagen mit unserer Verwaltersfrau und deren Tochter, auf unserm Chutor 7 Mann: Wanda, Mitja, und unsere Schwiegertochter, letztere lag hoffnungslos, — ist aber durchgekommen. Ihr Töchterchen, die dieses auch durchgemacht, wie uns der Arzt sagte, hatten Wieben (unsere Bekannten auf der kleinen Mühle) zu sich genommen. Diese Leute nahmen auch Wilhelms Leiche, zu sich und beerdigten sie, wovon man uns erst zu wissen tat, als wir ziemlich gesund waren. O, hätte ich dann Euch, meine lieben Geschwister, bei mir gehabt, wenn auch nur hier in Rußland, — aber so mußte ich alles in meiner Einsamkeit allein tragen! Und dann dazu Wolodja und Kolja weg, ohne alle Spur! Sie gingen Anfangs Dezember 1920 von hier weg und erst nach Ostern Wolodja zurück. Er war nur mit ihrem Ortjad bis Alexandrowsk gekommen, hier erkrankte er auch an Flecktyphus. Er lag zum Glück bei Kontorist Thiessens, doch auch fast hoffnungslos. Er kam dann zu uns, wir wohnten damals auf unserm Chutor, — hatten auch flüchten müssen, — anfangs waren wir auf Losowja, bis uns Brennmaterial und Lebensmittel ausgingen, — dann auf unserm Chutor. Aber nur kurze Zeit hatten wir das Glück, ihn zu Hause zu haben. Denn bald darauf wurde er und ein junger Neufeld als Schreiber mobilisiert, und sollten nach Norden geschickt werden, wo die ärgste Hungersnot wütete. Um sich zu retten, strengten sie alles an, (was das heißt, wißt ihr ja) um in unserer Wolost zu bleiben, was ihnen auch gelang; doch eine Stunde nach der Abmachung kam man, sie arrettieren. Sie waren angezeigt worden, als hätten sie sich loskaufen wollen, wurden dem Tribunal übergeben, welches sie zu 5 Jahren Zwangsarbeit im Norden verurteilte. Sie kamen ja laut Manifest nach 1½ Monaten aus dem Gefängnis, durften aber nicht nach Hause, — sollten an die Front geschickt werden. Wolodja aber war indessen in Folge von Hunger, Kälte und Ungeziefer so herunter gekommen, daß er ins Lazarett mußte. Hier ging es ihm noch schlechter als im Gefängnis, umsomehr, als er von seinem Freund getrennt war, welcher geschickt wurde. Hier lag Wolodja eine Zeitlang, bis er bis Charkow kommen konnte, (er hatte nämlich wegen seinem Gesundheitszustand unbestimmten Urlaub bekommen) von wo wir durch Einlager Jungen, die dort auch gelegen hatten, endlich Nachricht bekamen. Von ihm selbst haben wir nur die ganzen 7 Monate daß er fort war 2 Briefe erhalten, — ich einen und Justina, unsere Schwiegertochter, einen. Diese Leute erzählten, in welchem Zustande sie Wolodja dort verlassen hatten, aber das war so entsetzlich und Justina bemühte sich, bei all den Beschwerlichkeiten der Reise also noch nach Charkow, um Wolodja aufzusuchen, aber keine Spur gefunden. Wahrscheinlich gestorben und begraben mit der Masse, mit den Tausenden, die ohne weiteres beschart wurden. Alle Bemühungen, irgend etwas von ihm zu erfahren, blieben erfolglos. Daß ich weder Mut, noch

Worte finde, dieses zu wiederholen, — nur daß größte: von Hunger heruntergekommen, daß er Arme und Beine hatte wie ein kleines Kind, der ganze Körper mit Geschwüren bedeckt und dieselben wimmelten von Läusen. Schwach, daß er nicht mehr sprechen konnte, fast nackend, — und dieses alles im Winter. Sage, ist es zu beschreiben, wie einer Mutter und der Frau zu Mute ist, wenn sie von ihren Liebsten soetwas erfahren? Könnt ihr Euch da hineindenken? O, Schwester, schreien,— nein brüllen könnte man vor Schmerz, wenn man so etwas erleben muß! Und ich berichte Dir nur alles so kurz, wie möglich, denn ganze Bücher würden nicht zureichen, um den Jammer zu beschreiben, den einer erlebt hat! So aber ergeht es hunderten von Müttern und Frauen! Wer noch eines natürlichen Todes stirbt, (Wolodja wird auch noch hierzu gezählt) der kann sich noch glücklich schätzen.

Daß der Typhus die Menschen massenhaft hingerafft hat, werdet ihr wohl wissen, aber es wird Euch vielleicht auch interessieren, wer von den Verwandten und Bekannten gestorben oder zu Tode gekommen ist. Mama weiß eigentlich nicht, wen man besser aufzählt, ob die Dahingeschiedenen, oder die Uebriggebliebenen, so viele sinds der Ersteren: Joh. Thiessen ist weg, seine Leiche ist nicht gefunden worden. Sein Sohn Kolja auch, aber das war wohl noch zu Eurer Zeit. Tante Sonja und auch Onkel Jasch sind gestorben, sie an Typhus, er an Krebs, im Halse, sehr elendiglich umgekommen, Sudermans Hans auf schändliche Weise umgekommen. Tante Tine gelähmt, und Sonja mit ihrem Schwager Rempel verheiratet. Heinrich Löwsens Wanja erschossen, und sie selbst in den ärmlichsten Verhältnissen. Neta 8 Monate im Bett gelegen, und muß in Ermangelung der Nahrung auch umkommen, wenn nicht bald Hilfe kommt. Dora, Fedja und Mischa sind auf dem Gute ihrer Tante in der Krim, wo sie selbst aber nicht sein darf, sondern andere regieren dort, und die besagten Kinder dienen dort. Bei Jasch geht es furchtbar arm her, — essen nur einmal am Tag, und das nur für den Tothunger. Wenn ich Dir ihr Leben beschreiben sollte, was ich von andern gehört habe, er selbst schreibt nur sehr selten, und wie beklagt er sich, — Dir würde das Herz brechen.

Jasch Heesen hier in Chortitza sind beide tot, am Typhus, wo er noch vorher schändlich mißhandelt worden ist. Abram Dyck, der junge Wallman, 10 Seelen von den Koops, Joh. Löpp, die Campens alle Mannsleute bis auf einen Sohn, von dem sie schon ein paar Jahre keine Nachricht haben, — tot. Die ganze Familie Schäfer: Frieda in Stücke zerhackt, die andern am Typhus gestorben, und so könnte ich dir ohne Ende und Zahl aufreihen, aber es geht nicht, ich kann nicht ausführlich werden. Du verstehst mich? Ich denke, Du wirst Tinchen diesen Brief zukommen lassen, habe zwar auch an sie geschrieben, aber da ich ihre richtige Adresse nicht weiß, mag sie ihn auch nicht erhalten haben. Von Kolja selbst habe ich noch keine Nachricht, — einige aus der Krim zurückgekehrte erzählen, in der Schlacht sei er am Bein verwundet worden, aber er soll auskuriert sein. Andere wieder erzählen von Bein abnehmen. Die letzte Nachricht brachte mir ein Mensch aus Baku, der seinerzeit mit Wilhelm gut dran war, Kolja soll dort Pasporaditel einer Theatertruppe sein, auch mobilisiert, — obs wahr ist, weiß ich nicht. Es wird soviel und so verschieden gesprochen. Wenn er am Leben ist, wird er doch wohl noch einmal zurück kommen. Wanda hat in der Schule die 5te Classe beendet, in Ermangelung der Mittel aber kann sie nicht weiter. Sie bedauert es sehr, ich aber tröste sie auf bessere Zeiten. Und daß die Cousinen, die alle wohlgebildet sind, sich ihrer annehmen werden.

Bald hätte ich noch vergessen zu erzählen, wie ich lebe. Jämmerlich genug: bei den Leuten auf der kleinen Mühle in einem Zimmer und vertausche Möbel und ander Sachen auf Lebensmittel. Hatte noch im vorigen Herbst die Cholera, wo es fast ein Wunder ist daß ich durchgekommen bin, und nach der Cholera hatte ich eine furchtbare Geschwulst am Halse hinter dem Ohr, welche nach 4 qualvollen Wochen aufging. Dieses hatten Wanda und ich auch nach dem Typhus. Das war auch etwas ganz Schreckliches, und zeigte sich bei den meisten Typhuskranken, woran viele gestorben sind. Darunter auch der Prediger Neufeld auf Bißnetze, der in Tinchens Wirtschaft wohnte. Ich muß schließen, denn alles kann ich dir doch nicht sagen. Gebe Gott, daß wir uns noch einmal sehen, noch einmal von Herzen aussprechen könnten. Uebermorgen fahre ich wieder nach Blißnetze in die Einsamkeit, von wo ich schon so gerne fortmöchte. Kann mir die Freude nicht vorstellen, mal von Euch einen Brief zu erhalten.

Es grüßt und küßt Euch alle vielmal eure tiefbetrübte Schwester

Marie.

* * * * * *

Sonnenwende

Erzählung aus dem Leben von Käthe Dorn.

(Schluß.)

Marina stand nun wieder ganz allein. Es war nicht immer leicht für sie. Da ihr Segenswerk, an dessen Spitze sie noch immer stand, im Orte sehr bekannt geworden war, blieben auch Spott und Hohn, ja sogar Anfeindungen nicht aus. Sie mußte durch viel Schmach und Verfolgung gehen.

Doch da tröstete sie sich mit ihrer Tante, der Schwester ihrer heimgegangenen Mutter. Dieser war es auch so ergangen. Ihr entschiedenes Auftreten an dem Ort, wo sie früher als Weltkind gelebt, hatte auch heftigen Widerstand hervorgerufen und ihr manche Unbill bereitet. Doch bei beiden, hier wie dort, ließ die Kraft des Blutes Jesu sie alles überwinden, und die Seligkeit in Seinem Dienste überwog doch alles Leiden.

Marinas Tante ging auch nach einigen Jahren selig heim. — Durch ihre eignen Haare zogen sich auch schon Silberfäden. Aber sie hatte sich ihre noch immer fast jugendliche Anmut bewahrt. Die brennende Liebe zu Jesus und die große Freude, mit der sie Ihm unentwegt diente, machten sie immer schön und liebenswert. Ihr Alter war wie ihre Jugend.

Das Werk des Herrn war immer größer geworden im Ort. Gottes Segen hatte sichtlich darauf geruht. Der erste Gemeinschaftssaal war längst zu klein geworden. Es machte sich das dringende Bedürfnis nach einem größeren geltend. Auch war der Wunsch rege geworden, einen eigenen, festen Gemeinschaftsleiter anzustellen, denn bis jetzt war die heranwachsende Gemeinschaft nur von auswärts aushilfsweise bedient worden. Da galt es wieder, die Glocke des Gebetes zu läuten.

Außerdem lag Marina noch eine besondere Sorge auf dem Herzen. Es war ihr ein so großes Anliegen, daß in das luxuriöse Kurbad, wo nur weltliche Fremdenpensionen bestanden, auch ein christliches Erholungsheim hinkommen möchte, wo Gotteskinder, die zur Kur herkamen, einen heimatlichen Anschluß fänden.

Sie trug auch diese Bitte in das obere Heiligtum. „Herr! Du kannst alles!" sagte sie im kindlich zuversichtlichen Glauben.

Nach längerem Gebet um Klarheit wagte sie dann den ersten entscheidenden Schritt zu tun. Sie schrieb an den Leiter einer Diakonissenanstalt, der ihr als ein gläubiger Pfarrer und hilfsbereiter Mann bekannt war. In kurzen, beweglichen Worten schilderte sie ihm die hiesige Lage und frug bei ihm an, ob er nicht zwei Schwestern wüßte, die ein kleines Vermögen besäßen. Für solche böte sich eine gute Gelegenheit, hier ein christliches Erholungsheim zu eröffnen, das sicher regen Zuspruch finden würde, sodaß sie ohne Sorge auf die Kosten des Betriebskapitals kämen — und außerdem eine schöne Aufgabe für den Herrn erfüllen könnten, wenn die eine das Praktische leitete und die andere die Seelenpflege übernähme.

Der Anstaltsdirektor hatte diesen Brief mit warmer Teilnahme, aber leisem Kopfschütteln gelesen. Dann seufzte er vor sich hin: „Was die gute Frau Oberst sich denkt, als ob wir reiche Diakonissinnen unter uns hätten. Die sind alle arm wie die Kirchenmäuschen. Da ist freilich guter Rat teuer, so gern ich ihr auch darin beistehen möchte. In dieser Sache kann nur der Herr helfen — und wenn Er ein Wunder tun muß." —

Die nächste Post brachte ihm wieder einen Brief. Er war von unbekannter Hand. Als er ihn erstaunt öffnete, stand wörtlich darin geschrieben:

Wertgeschätzter Herr Pfarrer!

Darf ich mit einer freundlichen Bitte zu Ihnen kommen? Ich bin Diakonissin und fast ein Jahrzent als Missionarin im Ausland gewesen. Der beginnende Weltkrieg hat mich wieder in die deutsche Heimat getrieben. Ich habe sie, Gottlob, noch erreichen können. Nun möchte ich mich gern hier in Gottes Weinberg betätigen. Am liebsten wäre mir die Gründung eines christlichen Erholungsheims. Ich habe eine liebe Freundin, die ein kleines Privatvermögen besitzt, das mit dem meinen zusammen hinreichen würde, ein solches Heim zu eröffnen. Könnten Sie uns vielleicht einen Kurort in schöner Gebirgslage empfehlen, wo sich ein solches Unternehmen lohnen würde. — Im Voraus herzlich dankend

Ihre ergebene

Schwester Anni.

„Herr! Deine Wege sind wunderbar!" sagte er in anbetendem Staunen. Dann schrieb er sofort zurück und teilte der Diakonissin die Adresse von Frau Oberst von Achim mit, von der sie alles Nähere erfahren würde. —

Marinas Herz jubelte laut, als sie den Zusammenhang erfuhr. Sie war überglücklich. Wahrlich! da hatte der treue Herr wieder einmal über Bitten und Verstehen erhört.

Bald darauf kam Schwester Anni selber bei ihr an, um hier Umschau zu halten. Und auch da war es, als hätte der Herr einen Engel vorausgesandt, ihr die Stätte zu bereiten.

Es war ganz in der Nähe von Frau Achims Wohnung ein Haus frei geworden, nur ein paar Schritte von dem herrlichen Kurpark entfernt. Auch sonst war die Lage sehr günstig, mit freiem Ausblick auf das nahe Gebirge. Es gehörte ein schönes Stück Gartenland dazu. Das hübsche Anwesen wurde gleich fest gemietet, denn sie hatten alle die feste Ueberzeugung, daß der Herr es ihnen bescheert.

Für Marina bot sich dabei auch noch eine günstige Gelegenheit. Sie konnte eine sehr hübsche, kleinere Wohnung darin beziehen, denn die ihrige war ja durch den Umschwung der äußeren Verhältnisse zu groß für sie allein geworden. Hier aber wurde nicht das ganze Haus zu den Zwecken des zu eröffnenden Heimes gebraucht — und Schwester Anni war wieder sehr dankbar, daß sie in der lieben Frau Oberst gleich eine feste Mieterin bekam. Das Allerschönste aber dabei war, sie verstanden sich gleich von vornherein so wunderbar, als hätten sie einander schon jahrelang gekannt. Das verbürgte ein schönes Zusammenleben und Wirken für die Zukunft. Denn auch mit Schwester Annis Freundin war ein herzliches Einvernehmen leicht zu erzielen. Sie war eine liebenswürdige, friedliebende Dame. Und dazu waren sie ja alle drei Schwestern im Herrn.

Die Krone des Ganzen aber sollte noch kommen. Schwester Anni und ihre Freundin boten in warmem Verständnis und herzlichem Entgegenkommen der hiesigen Gemeinschaft ein Stück Gartenland zur Errichtung eines neuen, größeren Saales an. Der alte konnte ja die Zuhörer längst nicht mehr fassen.

Da wurde mit fröhlichem Eifer gebaut — und dann ein wundervolles Einweihungsfest darin gefeiert. Von allen Seiten waren sie dazu herbeigeeilt, und die Lobgesänge schallten aus dankübers strömenden Herzen so jubelnd laut him-

melwärts, daß es hell in Zions goldenen Hallen droben wiedertönen mußte. Die Festpredigt aber hielt der neuangestellte, ständige Evangelist. So hatte die blühende Gemeinschaft auch einen von Gott berufenen und mit hohen Geistesgaben ausgerüsteten Leiter bekommen. Da gab es in der Tat viel Grund zum danken und rühmen der großen Gottestaten, die unter ihnen geschehen waren. Ja, wahrlich! sie hatten noch Größeres gesehen — und der Herr war noch nicht mit segnen am Ende.

Er bekannte sich auch weiterhin in Gnaden zu Seinem eignen Werke. Denn: „Die Sach ist Dein Herr Jesu Christ, die Sach, an der wir stehn, Und weil es Deine Sache ist, kann sie nicht untergehen. Allein das Weizenkorn bevor es fruchtbar sproßt zum Licht empor, Muß sterben in der Erde Schoß, zuvor vom eignen Wesen los — Durch Sterben los."

Ja, das hatte Marina erfahren. Sie hatte alles Eigne hingeben müssen. Wie überreich aber hatte es ihr der Herr zurückgegeben an himmlischen Segnungen! Ihr Leben war wirklich ein Lobpreis Seiner herrlichen Gnade geworden. Wie hätte sie das jemals denken können, als ihr Fuß diesen Ort betrat! Wieviel bluterkaufte Seelen hatte sie dem Herrn entgegenführen dürfen — und sie selber hatte unter ihnen eine zweite Heimat gefunden!

Marina fühlte sich sehr wohl in ihrer neuen Wohnung. Ihre beiden treuen Mädchen hatte sie bei sich behalten. Sie waren ja wie ihre Kinder geworden. Es wäre ihnen wohl auch bitter schwer gefallen, von ihrer gütigen Herrin zu gehen, mit der sie soviel Leid und Freude zusammen getragen hatten. Und es gab genug für sie zu tun im Haushalt, wie auch in der Betätigung an christlichen Liebeswerken, denn sie waren ja beide gereifte Christinnen geworden.

Marina selber wirkte ebenfalls noch in der ihr eignen, liebreichen Weise im Weinberg des Herrn. Sie fand überall noch Seelen, die einer persönlichen Aussprache und Pflege bedurften, und denen sie innerlich etwas sein konnte.

Aeußerlich war manches liebe Band durch den Tod zerrissen worden. Wieviel teure Seelen hatte sie schon hergeben müssen! Emma und Meta waren eigentlich noch die einzigen lebenden Erinnerungen an ihrer Seite, die sie mit aus der alten schönen Zeit herübergenommen. Der Junker weilte auch nicht mehr hienieden. Er war mit in den großen Weltkrieg gezogen, um sein teures Vaterland mit Gut und Blut zu verteidigen. Draußen im Feindesland hatte er sich als ein tüchtiger Soldat, aber auch als tapferer Streiter Jesu Christi erwiesen. Er hatte manchen seiner Kameraden unter das Kreuz von Golgatha geführt, zu dessen blutroten Banner er einst selber geschworen. Und das war mehr wert, als die „Eisernen Kreuze", mit denen man die Brust der braven Krieger geschmückt. Dann hatte er, als seiner Kompagnie voranstürmender Feldwebel, den Heldentod gefunden und war mit Siegesjubelklang ins obere Vaterland eingezogen, wo er wieder mit seinem hienieden so treugeliebten Herrn droben auf ewig bei ihrem höchsten König vereint war. Der alte General von N. stand ebenfalls schon längst vor Seinem Thron.

Marinas Hoffnung und stille Sehnsucht ging auch dorthin. Solange es der Herr ihr bestimmt, wollte sie gern noch hier unten auf Seinem weiten Erntefeld bleiben, um noch mehr Garben zu schneiden, die im Wendekreis der Lebenssonne ausgereift waren. Die wollte sie dann ihrem großen König mit tiefem Dank und jubelndem Lobpreis zu Seines Thrones Stufen niederlegen. Welche Herrlichkeit mußte das sein, Ihn vereint dort in Seiner Schöne zu sehen und jener köstlichen Verheißung aus Seinem holdseligen Munde teilhaftig zu werden:

„Dann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich."

* * * * *

Liebe Seele, iß und trink!

* * *

Im Jahre 1848 kam Missionar Geddie nach Aneitjum, einer Insel der Südsee. Die Leute hörten auf seine Predigt. Einer nach dem andern ließ sich taufen. Allmählich gab es 3500 Christen dort. Auch die Bibel wurde in ihre Sprache übersetzt. Aber wer sollte das Geld bezahlen, damit sie auch gedruckt würde? 15 Jahre lang dauerte es, bis die Bibel übersetzt war. Aber eben so lange waren auch die braunen Christen dabei, auf ihren Feldern eine Frucht zu bauen, die man Pfeilwurz nennt. Sie sammelten bei jeder Ernte eine Menge Wurzeln ein, aber sie aßen sie nicht auf, sondern verkauften sie nach Australien. Als nun die Bibel gedruckt wurde, kostete der Druck 24 000 Mark. Das Geld lag aber schon bereit. Durch ihre eigne, treue Arbeit hatten die Aneitjumleute die ganze Summe zusammengebracht. Jedes Blatt in dieser Bibel kostete 8 Mark. Eine so teure Bibel hat gewiß niemand von uns. Aber diese armen Leute konnten die kostbaren Blätter bezahlen und taten es mit Freuden, denn sie waren reich in Gott und wollten gern, daß ihre Seele auch etwas zu essen haben sollte. — Habt auch ihr solchen Hunger nach Gott und seinem Worte? Laßt eure Seele nicht verschmachten! Gebt ihr das Brot des Lebens, das ist Jesus, so wird sie ewig leben!

Ein Brief des Bürgermeisters von Butler, Missouri.

J. H. Penner
Newton Kans.
u. solchen die interessiert sind in der Bildung einer Kolonie bei Athol, Missouri.

Werte Herren: —

J. F. Kern hat mich ersucht um meine Meinung als Bürgermeister von Butler, Bates County, Missouri was wohl die Bürger von Bates County sagen würden zu einer Kolonie von Schweizer Deutschen bei Athol, Missouri. Es gereicht mir zur großen Freude euren Leuten das Wohlwollen unserer Stadt auszudrükken und die herzl. Einladung zu uns zu kommen und unsere Nachbaren zu werden. Wir glauben, daß eine Ansiedlung von fleißigen Farmern wie ihr seid von großem Wert für unsere Gegend sein würde.

Sollten irgend welche Fragen aufkommen bei euch betreffs dieser Gegend und das Wohlwollen unseres County's bitte ich uns zu schreiben und werden wir gerne antworten.

Achtungsvoll
James T. Hull
Bürgermeister der Stadt Butler.

Noch einiges betreffs unserer Gegend. Wir haben schweren, schwarzen Boden von acht bis zwanzig Fuß Tiefe. Boden der wenn an die Luft gebracht wie Asche verfällt und unbändig reich ist. Die Lage unübertrefflich. Da man heute nicht nach mehr Land sucht, fragt es sich ob man sich hier nicht sehr verbessern kann und auf günstige Bedingungen kaufen. Wenn vorsichtig untersucht, wird man finden, daß eine derartige Gelegenheit kaum mehr geboten. Weiteres

J. H. Penner,
Newton, Kens. College Campus.